englas
rmengrößen
eren Glasarten
ager lieferbar
& Co
aße 56/57 — Ruf 5193
ndlung

Weiß" Neuß
an Dahmen.
Februar 1935, abends
der Bürgergesellschaft
Damensitzung
n Redner u. a. Rund-
l Küpper, Köln.
ng **Tanz.**
Der XI. Rat.
en v. Stühlen verboten.

ter-Abend
ß-Weckhoven.
verein Neuß-Weckhoven
onntag 20 Uhr, Einlaß 19³⁰
eatervorstellung, betitelt:
d lebt dein Mütterlein'
Friedrich Schare.
uch bittet:
g. **Der Vorstand.**

er-Abend
Straberg.
tag, dem 10. Februar
Schützensaale zu
abends 8 Uhr ein
Abend statt. Es ge-
ufführung:
gt daheim ein
tterherz',
lerdrama in 5 Akten,
Lustspiel von 1 Akt
n der Wach- und
sgesellschaft".
Veranstaltung ladet
ein
ter-Verein
sinn" Straberg.

cherungen
Einbruchdiebstahl —
— Wasserleitungs-
ahrzeug — Haftpflicht
— Glas — Hagel —
— Transport
ie „Colonia"
roichhausen
eralvertreter,
urgplatz 1, Tel. 3333.

...sam!

en Bekannten,
ikketts am Tag
prächtig er da-
beste Empfeh-
ffen und Herde
z in
chäft
tlich
hen:

Gebr. Zip. 4" Kippwagen, Platzwagen m. Anhang, z. Transp. v. Langholz, Kochkessel m. Oefen, 100 u. 150 Ltr., gebr. Fenster u. Türen b. z. verk. **Düsseldorf,** Franklinstr. 88

Küche
zurückgesetzt und gebr. Schlafzimm. auch bill. abzug. **Möbelhaus Meuter Düsseldorf,** Lorettostraße 35.

Fastnachtskostüme zu verleihen **Hülchrath Nr. 20.**

N·G·3 Sonntag

WOCHENEND-AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 6 — Sonntag, 10. Februar 1935

Das Glück und die Weisheit.

Entzweit mit einem Favoriten
Flog' einst Fortun' der Weisheit zu:
Ich will dir meine Schätze bieten,
Sei meine Freundin du!

„Mit deinen reichsten schönsten Gaben
Beschenkt ich ihn so mütterlich,
Und sieh, er will noch immer haben
Und nennt noch geizig mich.

„Komm, Schwester, laß uns Freundschaft schließen,
Du marterst dich an deinem Pflug;
In deinen Schoß will ich sie gießen,
Hier ist für dich und mich genug."

Sophia lächelt diesen Worten
Und wischt den Schweiß vom Angesicht:
„Dort eilt dein Freund, sich zu ermorden,
Versöhnet euch — ich brauch' dich nicht."

Friedrich v. Schiller.

Neußer Straßenbild von gestern — Photo: W. Pfeifer, Neuß

Die Jagd nach dem großen Los.

Die psychologischen Voraussetzungen für das Zustandekommen einer Lotterie überhaupt liegen in der Menschennatur begründet. Da ist einmal die Spielleidenschaft, die sich schon beim kleinen Jungen ausdrückt, der mit seinem Vermögen an Knickern versucht, möglichst viel dazu zu gewinnen, da ist beim Erwachsenen die Sehnsucht, seine miese Lage durch einen großen Schlag zu verbessern oder es noch besser zu haben als bisher, der Wunsch, irgend ein Wolkenschloß erbauen zu können oder wenigstens einmal zu Dingen zu kommen, die er sich aus sehr naheliegenden Gründen versagen mußte. Aus Mangel an „Masse" nämlich.

Es gibt Leute, die spielen ein ganzes Leben lang Lotterie, ohne jemals etwas gewonnen zu haben. Das Bewußtsein, vielleicht einmal zu den Begünstigten des Glückes zu gehören, ist ihnen unentbehrlich geworden. Ihr Planen bis zum Tage der jeweiligen Ziehung geht immer weiter und die Wunschträume wechseln mit dem Lebensalter. Wenn das Ziel der Sehnsucht in der Jugend eine Weltreise war, so ist es mit 60 Jahren ein nettes Häuschen am Rande der Stadt. Und die Hoffnung, eines Tages über alle Daseinssorgen erhaben zu sein, gibt dem Lotteriespieler ein Gefühl der Selbstsicherheit, ein Ueberlegensein allen Unannehmlichkeiten des Alltagsdaseins gegenüber.

Als höchstes Ziel gilt das „Große Los". Die Gewinnaussichten hierfür hat einmal jemand wie folgt dargestellt: „Ein Bauer geht mit seiner Pfeife im Munde übers Feld. Weit geht sein Blick ringsum bis zum fernen Horizont. Hoch oben in den Lüften schwebt singend eine Lerche. Da läßt dieser Vogel etwas fallen (was Vögel so fallen lassen), und dieses Etwas fällt dem Bauern genau in die Pfeife." Also die Chance ist wirklich gering und dennoch, der Traum vom Glück wird niemals ausgeträumt.

✣

Mit allen Mitteln wird versucht, der unberechenbaren Dame Fortuna zu Leibe zu rücken. So soll die Zahl Glück bringen, von der man träumt. Aber haben Sie schon mal von einer Zahl geträumt? Und wenn, dann hat man sie prompt am andern Morgen vergessen. Dann spielt die Zahl „7", besonders wenn sie am Schluß steht, eine große Rolle. Aber wird dann wirklich mal eine Nummer mit „7" am Schluß gezogen, dann stimmen die Zahlen davor nicht. Es gibt wieder Leute, die vertrauen den Wahrsagezettelchen, die man auf dem Jahrmarkt von klugen Leuten kaufen kann, und worauf neben anderen Dingen auch Zahlen stehen, die im Leben Glück bringen sollen. Auch die stimmen so „ungefähr" wie alles andere, was darauf steht; aber da beim Lotteriespiel dieses „ungefähr" eine sehr wichtige Rolle spielt, so geht das auch meist daneben.

✣

Man sagt, wenn man gerade eine Pechsträhne im Leben erwischt hat, das Unglück verfolge einen auf Schritt und Tritt. Das ist jetzt anders geworden; denn wer heute über die Hauptstraße geht, der wird vom Glück verfolgt. Von den grauen Glücksmännern nämlich, denen buchstäblich das Glück anhängt und die uns mit gewinnendster Freundlichkeit zu bestricken suchen, doch nur zuzugreifen. Und wen der Weg täglich an einen solchen Glücksmann vorbei führt, der kann auf einmal nicht anders, er muß die fünf Groschen wagen. Hier fällt ja die sonst so spannungsvolle Wartezeit weg; aber zwischen Loskauf und dem Oeffnen des Umschlages läßt sich so vieles überlegen, was man nun mit dem Gewinn beginnen wird, daß 5000 Emm bei weitem nicht ausreichen, um alle Wünsche zu erfüllen. Zerfällt dann der Glückstraum im nächsten Augenblick in „Nichts", nun, dann bleibt ja die Hoffnung auf die Endziehung, bei der uns 1000 Mark in Aussicht stehen.

Außerdem lassen sich auf den beigegebenen Postkarten die schönsten Grüße an Tante Ludmilla oder Onkel Aegidius schreiben, was, falls diese mal beerbbar sind, ebenfalls angenehme Perspektiven eröffnen kann. Und wenn 5000 Mark in der Hand auch besser sind als ein kerngesunder Onkel in Knubbelsdorf, so sollte man die Pflege solcher Beziehungen doch nicht unterlassen.

Man muß immer wieder bewundern, mit welcher Gelassenheit die Wagemutigen es hinnehmen, wenn sie wieder eine Niete gezogen haben. Es ist dieselbe Gelassenheit, mit der Graf Itzenplitz in Monte Carlo sein Vermögen verspielt, wie wir es im Film so oft bewundern können. Manchmal wird auch ein Freilos gezogen, was dann umgehend gegen eine Niete umgetauscht werden kann, manchmal springt auch ein Gewinn dabei heraus und das ist dann der höchste der Triumphe.

Eine nette Sache ist auch das neu eingeführte gemeinsame Spiel. Fünf Personen beteiligen sich, jeder zahlt einen Groschen, wofür er ein Kärtchen mit einer Nummer zur Kontrolle erhält. Einer zieht dann einen Losbrief und Gewinn oder Verlust werden gleichmäßig verteilt. Diese Art des Spiels ist besonders beliebt geworden als bekannt wurde, daß in Düsseldorf fünf Erwerbslose je 1000 Mark gewonnen hatten. Wer nun wirklich vom Pech verfolgt wird, der wird sich mit dem Bewußtsein voll und ganz trösten, daß mit seinem Geld Not gelindert wird.

Daß das Leben ein Lotteriespiel sei, wird vielfach behauptet, und sogar Schiller sagt vom Kinde: „Ihm ruhen noch im Zeitenschoße die schwarzen und die heitern Lose." Und wer nun durchaus nichts gewinnt, der möge sich mit der Lebensweisheit zufrieden geben, daß das Geld allein nicht glücklich macht, daß es nur ein Mittel, ein schwer zu behandelndes Werkzeug ist, um das Lebensglück zu zimmern, ein Gedanke, den Schiller im Wallenstein trefflich so ausdrückt:

„Frohlocke nicht,
Denn eifersüchtig sind des Schicksals Mächte.
Voreilig Jauchzen greift in ihre Rechte;
Den Samen legen wir in ihre Hände,
Ob Glück. ob Unglück aufgeht, lehrt das Ende."

W. Pf.

Rudolf Köberle

Die Kanarienvögel und der Ziegenbock.

Jeder Mensch hat seine Schwäche. Der eine wird rasch jähzornig, der andere ist zu phlegmatisch. Der dritte guckt gern zu tief ins Glas und der vierte verkauft seine Erstgeburt um ein Linsengericht. Der weise Sokrates kuschte vor seiner Xantippe. Und selbst der unsterbliche Recke Siegfried wies eine Stelle auf, wo er sterblich war.

Auch der Rechtsanwalt Lemchen hatte seine Schwäche. Er war ein ausgezeichneter Advokat, aber unheimlich geräuschempfindlich. Ihn ärgerte eine Fliege, die im Zimmer summte, und ihn brachte ein Wagen, der am Haus vorüberfuhr, zur Raserei. Er konnte nur arbeiten, wenn in seiner näheren und weiteren Umgebung äußerste Stille herrschte. Auf der Jagd nach dieser Stille beherbergten ihn vierundzwanzig Wohnungen in sieben verschiedenen Städten. Endlich glaubte er gefunden zu haben, was er suchte. Er ließ sich in einer kleinen Stadt zwischen Flensburg und Konstanz, zwischen Aachen und Königsberg nieder. Eine nähere Ortsbezeichnung ist nicht ratsam, weil sonst nicht ausgeschlossen erscheint, daß uns Herr Lemchen aufs Dach kommt, weil er sich in seiner Ruhe gestört fühlt.

Der Rechtsanwalt Lemchen war also zum erstenmal glücklich in der Wohnung, in die er an einem schönen Oktobertag eingezogen war. Es handelte sich um eine Villa am Rande eines großen Parkes. Dieser Park wirkte wie ein natürliches Bollwerk, daß die Geräusche der Stadt von den empfindlichen Ohren des Herrn Lemchen abhielt. Die einzige Quelle einer möglichen Störung stellte das Haus dar, das — von der Villa durch eine kleine Straße getrennt — dem Schneidermeister Pfifferling gehörte. Aber dieses Haus störte nicht. Herr Pfifferling ging still und ruhig seinem Gewerbe nach. Die lauten Kräche mit seiner Frau, an die er sich in vierzigjähriger Ehe gewöhnt hatte, und der er als der Gescheitere nachgab, waren endgültig verstummt. Kinder waren auch nicht da. Im Nebenberuf war der Herr Schneidermeister Pfifferling unbesoldeter Stadtrat. Und als solcher machte er erst recht keinen Lärm. In der Versammlung der Stadtväter schwieg er engelegentlichst, und wenn er stimmte, dann stimmte er mit der Mehrheit. Die Nachbarschaft des Stadtrats und Schneidermeisters Pfifferling war also dem Rechtsanwalt Lemchen keineswegs unbequem. Er hörte und sah so gut wie nichts von ihr. Er konnte in der Abgeschiedenheit der Parkstraße denken, überlegen und arbeiten wie ein Gott. Und als das Frühjahr kam, war er bereits ein geachteter Anwalt in der Stadt.

Dieser Arbeitsfriede und diese Arbeitsfreude wurde jäh gestört, als die Tage warm wurden und die Lüfte lind. Da sperrte nämlich der Herr Stadtrat Pfifferling sämtliche Fenster seines Hauses auf, die nach der Sonnenseite zu lagen. Und die Sonnenseite befand sich gerade gegenüber der Villa des Rechtsanwalts. Auf die Fensterbretter der aufgesperrten Fenster wurden zahlreiche Vogelbauer aufgestellt. Und in jedem dieser Vogelbauer lobte ein strohgelber Kanarienvogel die Herrlichkeit der Welt. Die einzige Schwäche, die sich der Herr Stadtrat von seiner Ehehälfte nicht hatte abgewöhnen lassen, war die für Kanarienvögel. Nach zehn Jahren Ehe hatte er nicht mehr geraucht, nach zwanzig Jahren nicht mehr Bier getrunken, nach dreißig nicht mehr widersprochen. Aber noch nach vierzig Jahren sagte er, wenn seine Frau gegen seine Kanarienvögel wetterte: „Du hast mir keine Kinder geschenkt, Amalie. Wenn Du mir Kinder geschenkt hättest, brauchte ich keine Kanarienvögel!" Und diesem Argument entzog sich Frau Amalie stets durch die Flucht.

Die Kanarienvögel des Stadtrats Pfifferling — allesamt echte Harzer Roller — sangen, daß es nur so eine Art hatte, und sie rollerten dem Rechtsanwalt Lemchen alle Gedanken aus dem Kopf. Der arme Mann saß gramgebeugt über seinem Schreibtisch und die Hände hielten, anstatt Papier und Bleistift, große Tuchlappen an die entsetzten Ohren gepreßt. Doch da halfen keine Tuchlappen. Auch Wattepfropfen nutzten nichts. Was ein echter Harzer Roller ist, dessen Kehle durchschmettert jedes Hindernis. Am Abend des ersten Tages schon gab Herr Lemchen den Kampf auf. Ehe er sich aber zum fünfundzwanzigsten Umzug entschloß, verlegte er sich auf diplomatisches Verhandeln.

Am anderen Morgen rasierte er sich sorgfältig wie noch nie, zog seinen besten Sonntagsrock an und bewaffnete sich mit einem Strauß schöner gelber Teerosen, die er sich aus der Stadtgärtnerei hatte kommen lassen. So begab er sich zu Herrn Pfifferling. Der Stadtrat freute sich über den unerwarteten Besuch, dankte für die Rosen im Namen seiner Gattin, die auf den Markt gegangen war, und erkundigte sich nach Herrn Lemchens Befinden. Herr Lemchen lobte den Frieden seiner Wohnung, äußerte Worte der Anerkennung über die wundervolle Ruhe in der Parkstraße, und dann unternahm er den geplanten Vorstoß, indem er erklärte, daß die Kanarienvögel des Herrn Pfifferling ja eigentlich wunderbar sängen, daß sie aber doch den Leuten auf die Nerven gingen, die in der Nachbarschaft wohnten. Ob es nicht möglich sei, die lieben Tierchen wie im Winter bei geschlossenen Fenstern rollern zu lassen? Er, der Rechtsanwalt Lemchen, würden sich entsprechend erkenntlich zeigen. Er würde dann nicht nur alle Mahnverfahren für den Herrn Schneidermeister kostenlos durchführen, sondern der Herr Stadtrat könne auch damit rechnen, daß er in Zukunft seine sämtlichen Anzüge bei ihm machen lassen würde.

Herr Lemchens Rede wirkte wie der Griff in ein Wespennest. Der sonst so nachgiebige und friedfertige Stadtrat geriet außer sich. Hier wollte jemand einbrechen in die letzte Domäne seiner Männlichkeit, die er sogar vor den Zugriffen seiner Amalie zu schützen gewußt hatte! War dieser Rechtsverdreher übergeschnappt? Dem wollte er die Meinung geigen! Er sagte:

„Herr Rechtsanwalt, für was halten Sie mich? Etwa für einen Mann o h n e Charakter? Schreiben Sie es sich hinter die Ohren: Ich bin ein Mann m i t Charakter! Als solcher gönne ich meinen Kanarienvögelchen, die männiglich mit ihrem herrlichen Gesang erfreuen, Gottes Licht, Luft und Sonne! Und Sie als gebildeter Mann wollen mich davon abhalten, der Stimme meines Herzens zu gehorchen? Herr Rechtsanwalt, ich brauche Ihre Kundschaft nicht! Und eine Kundschaft, die ich durch einen Rechtsanwalt an ihre Zahlungspflicht mahnen lassen müßte, habe ich nicht! Und damit Gott befohlen, Herr Rechtsanwalt!"

Herrn Lemchen blieb nichts anderes übrig, als rasch aufzustehen und sich zu empfehlen. Als er am Fenster der Stube vorbeiging, wo er mit dem Stadtrat verhandelt hatte, flog ihm der für die Frau Stadtrat bestimmte Strauß gelber Teerosen vor die Füße.

Auf einem ausgedehnten Spaziergang durch den Park überdachte Rechtsanwalt Lemchen die Sachlage. Er stellte fest, daß aus einem Wägelchen, das er hatte schmieren wollen, eine festgefahrene Karre geworden war. Aber war er nicht Spezialist für festgefahrene Karren? Fieberhaft arbeitete sein Gehirn. Die Quintessenz dieser fieberhaften Gehirntätigkeit war, daß er zu einem Schreiner, einem Viehhändler und einer Waschfrau ging. Diese drei fanden sich frühmorgens um sechs Uhr in der Wohnung des Herrn Lemchen ein. Der Schreiner befestigte einen großen kastenartigen Käfig im Fensterrahmen des Arbeitszimmers des Rechtsanwalts, das gegenüber der Sonnenseite des städträtlichen Hauses lag. Der Viehhändler bugsierte in den Käfig einen mitgebrachten ausgewachsenen Ziegenbock. Und die Waschfrau ging los und erzählte von Haus zu Haus, daß der Rechtsanwalt Lemchen mit einem Ziegenbock gegen die Kanarienvögel des Stadtrats Pfifferling Krieg führe. Aetsch, Schneider meck meck meck....!

Die Wirkung der Maßnahme des Rechtsanwalts war genau die vorher berechnete. Gegen sieben Uhr fing der Ziegenbock in seinem luftigen Käfig erbärmlich zu meckern an. Um 8 Uhr erschien ein Lehrjunge Pfifferlings mit der brieflichen Aufforderung, Herr Lemchen möge sofort den unerträglichen Unfug einstellen. Der Rechtsanwalt ließ dem Schneidermeister mitteilen, daß er genau so gut das Recht habe, einen Ziegenbock ins Fenster zu stellen wie der Herr Stadtrat seine siebenundzwanzig Kanarienvögel. Um neun Uhr war die halbe Stadt auf den Beinen und belustigte sich an dem Sängerkrieg zwischen den Kanarienvögeln und dem Ziegenbock. Herr Lemchen hatte die Lacher auf seiner Seite und Herr Pfifferling brauchte für den Spott nicht zu sorgen. Um 10 Uhr erschien Frau Pfifferling im Schlepptau ihren Stadtrat führend, in der Wohnung des Rechtsanwalts. Und um 11 Uhr wurde von beiden Parteien ein von Herrn Lemchen vorbereiteter Vertrag unterzeichnet, laut welchem sich der Stadtrat Pfifferling verpflichtete, von seinen siebenundzwanzig Kanarienvögeln sechsundzwanzig abzuschaffen und diesen einen nur noch bei geschlossenen Fenstern rollern zu lassen, während Herr Lemchen auf sich nahm, seinen Ziegenbock per sofort zu verkaufen. Um 12 Uhr wurde dieser Vertrag in der städtischen Ratsweinstube durch ein paar Flaschen goldgelben Kaiserstühlers begossen, wozu die Frau Stadtrat mit sauersüßer Miene ihrem ehelichen Gemahl die Erlaubnis gegeben hatte.

Der Erfolg dieses Erlebnisses war für alle Teile ein recht befriedigender. Der Rechtsanwalt Lemchen wurde durch seinen Einfall der am meisten beschäftigte Rechtsanwalt der Stadt. Stadtrat Pfifferlings Geschäft blühte auf wie nie zuvor, weil er jedem Kunden einen Harzer Roller zugab. Und wir andern alle sind reicher um die Geschichte von den Kanarienvögeln und dem Ziegenbock.

Johann Peter Hebel

Der Kommandant und die badischen Jäger in Hersfeld.

Wir möchten mit dieser klassischen Anekdote unsere Leser anregen, mehr von Hebel zu lesen; keiner hat ihn wieder erreicht an Ursprünglichkeit im Erzählen dessen, was süddeutsches Volk ist und liebt (entnommen der Hebel-Auswahl von Prof. Dr. Witkop bei Herder Freiburg).

Folgende Begebenheit verdient, daß sie im Andenken bleibe, und wer keine Freude daran hat, den will ich nicht loben.

Im verflossenen Winter, als die französische Armee und ein großer Teil der bundesgenossischen Truppen in Polen und Preußen stand, befand sich ein Teil des badischen Jägerregiments in Hessen und in der Stadt Hersfeld auf ihren Posten. Denn dieses Land hatte der Kaiser im Anfang des Feldzuges eingenommen und mit Mannschaft besetzt. Da gab es nun von seiten der Einwohner, denen das Alte besser gefiel als das Neue, mancherlei Unordnungen, und es wurden besonders in dem Ort Hersfeld mehrere Widersetzlichkeiten ausgeübt und unter andern ein französischer Offizier getötet. Das konnte der französische Kaiser nicht geschehen lassen, während er mit einem zahlreichen Feind im Angesicht kämpfte, daß auch hinter ihm Feindseligkeiten ausbrachen und ein kleiner Funke sich zu einer großen Feuersbrunst entzündete.

Die armen Einwohner von Hersfeld bekamen daher bald Ursache, ihre unüberlegte Kühnheit zu bereuen. Denn der französische Kaiser befahl, die Stadt Hersfeld zu plündern und alsdann an vier Orten anzuzünden und in die Asche zu legen. Dieses Hersfeld ist ein Ort, der viele Fabriken und daher auch viele reiche und wohlhabende Einwohner und schöne Gebäude hat; und ein Menschenherz kann wohl empfinden, wie es nun den armen Leuten, den Vätern und Müttern war, als sie die Schreckenspost vernahmen; und der arme Mann, dem sein Hab und Gut auf dem Arm konnte weggetragen werden, war jetzt so übel dran, als der reiche, dem man es auf vielen Wagen nicht wegführen konnte; und in der Asche sind die großen Häuser auf dem Platz und die kleinen in den Winkeln auch so gleich als die reichen Leute und die armen Leute auf dem Kirchhof.

Nun, zum Schlimmsten kam es nicht. Auf Fürbitte der französischen Kommandanten in Kassel und Hersfeld wurde die Strafe so gemildert: es sollten zwar nur vier Häuser verbrannt werden, und dies war glimpflich, aber bei der Plünderung sollte es bleiben, und das war noch hart genug. Die unglücklichen Einwohner waren auch, als sie diesen letzten Bescheid hörten, so erschrocken, so alles Mutes und aller Besinnung beraubt, daß sie der menschenfreundliche Kommandant selber ermahnen mußte, statt des vergeblichen Klagens und Bittens die kurze Frist zu benutzen und ihr Bestes noch geschwind auf die Seite zu schaffen.

Die fürchterliche Stunde schlug; die Trommel wirbelte ins Klagegeschrei der Unglücklichen. Durch das Getümmel der Flüchtenden und Fliehenden und Verzweifelten eilten die Soldaten auf ihren Sammelplatz. Da trat der brave Kommandant von Hersfeld vor die Reihen seiner badischen Jäger, stellte ihnen zuerst das traurige Schicksal der Einwohner lebhaft vor die Augen und sagte hierauf: „Soldaten! Die Erlaubnis zu plündern fängt jetzt an. Wer dazu Lust hat, der trete heraus aus dem Glied!" So sprach der Kommandant; und wer jetzt ein Glas voll Wein hat neben sich stehen, der trinke es aus zu Ehren der badischen Jäger. Kein Mann trat aus dem Glied. Nicht einer! Der Aufruf wurde wiederholt. Kein Fuß bewegte sich; und wollte der Kommandant geplündert haben, so hätte er müssen selber gehen. Aber es war niemand lieber als ihm, daß die Sache also ablief; das ist leicht zu bemerken. Als die Bürger das erfuhren, war es ihnen zu Mute wie einem, der aus einem schweren Traum erwacht. Ihre Freude ist nicht zu beschreiben. Sie schickten sogleich eine Gesandtschaft an den Kommandanten, ließen ihm für diese Milde und Großmut danken und boten ihm aus Dankbarkeit ein großes Geschenk an. Wer weiß, was mancher getan hätte! Aber der Kommandant schlug dasselbe ab und sagte; er lasse sich keine gute Tat mit Geld bezahlen. Dies geschah zu Hersfeld im Jahr 1807, und das Städtlein steht noch.

Ganz ihrer Würde bewußt,
präsentieren sich diese beiden Bulldoggen dem Photographen.

Der Mann, der Millionär sein wollte.

Ein Spaßvogel narrt ein ganzes Stadtviertel.
— Banken bieten ihre Hilfe an.

Ganz Paris lacht über die Streiche eines modernen Till Eulenspiegels, der es tatsächlich verstanden hat, nicht nur seine nähere Umgebung, sondern sogar ein ganzes Stadtviertel an der Nase herumzuführen. Allerdings weiß man noch nicht, ob die Angelegenheit nicht noch ein gerichtliches Nachspiel für diesen Spaßvogel haben wird.

Kurz vor Weihnachten fand in Paris die große Ziehung der Nationallotterie statt. An dem Tage, an dem das große Los gezogen wurde, kam Jules Großelin, ein biederer Arbeiter aus der Halle in seine Stammkneipe und berichtete freudestrahlend, er hätte eine Million Francs in der Lotterie gewonnen.

Man kann sich vorstellen, welch eine Aufregung diese Freudenbotschaft auslöste. Selbstverständlich mußte er die ganze Tafelrunde zum Champagner einladen. Es fanden sich immer mehr Gäste ein, die an dem Gelage teilnehmen wollten. Aber Großelin machte frühzeitig Schluß, indem er erklärte, es werde ja noch eine Weile dauern, bis er sein Los einlösen könnte.

Am nächsten Morgen bereits fanden sich Nachbarn und Bekannte ein, die dem glücklichen Gewinner gratulieren wollten. Der neugebackene Millionär erzählte, daß er sich ein Gut kaufen würde. Unter den anwesenden Freunden wählte er sich dann bedachtsam seine zukünftigen Angestellten aus. Den einen ernannte er zu seinem Sekretär, der andere sollte Verwalter werden, der dritte seine Interessen in Paris vertreten. Kurzum, für jeden fand sich ein Posten. Bald darauf erschienen auch einige Reporter, denen Großelin ganz genau seine Zukunftspläne entwickelte. Nur gegen eines sträubte er sich, er wollte sein Glücklos nicht fotografieren lassen.

Aber der große Trubel setzte erst ein, als die Kaufleute des Viertels herbeieilten. Sie rannten Großelin buchstäblich die Tür ein, drängten ihm ihre Waren auf. Fleisch, Würste in ungeheuren Mengen, Sekt, Zigarren, alles erhielt er in Hülle und Fülle, wobei die Geschäftsleute ihn dringend baten, doch nicht an Bezahlung zu denken.

Automobilvertreter stellten ihm die teuersten Wagen zur Verfügung, kostbare Teppiche wurden in mehreren Exemplaren geliefert. Schließlich hätte Großelin fast ein Warenhaus eröffnen können, und noch immer nahm der Segen kein Ende.

Der Tag erreichte seinen Höhepunkt, als sich sogar einige Bankiers einfanden, die hohe Kredite anboten, ja, ihm sogar das Geld aufdrängten, damit er bis zum Einlösungstag nicht in Verlegenheit geriet.

Besonderen Eindruck machte es, als sich an jenem und den folgenden Tagen ein Bettler einstellte, der sich als Jugendfreund Großelins ausgab. Er erhielt vor den Augen den staunenden Nachbarn an jedem Tag einen Tausendfrancsschein zum Geschenk.

Allerdings stellte sich erst später heraus, daß es sich stets um denselben Schein gehandelt hatte, den er zurückgeben mußte. Nicht weniger als zweitausend Bettelbriefe gingen in vier Wochen ein.

Schließlich ist nun dieser Tage der ganze Schwindel, denn um einen solchen handelte es sich, herausgekommen. Großelin hat seinen Nachbarn, die sich zu wundern begannen, weshalb er noch immer seine ärmliche Wohnung behielt, klaren Wein eingeschenkt.

Er hatte die unbezwingliche Sehnsucht verspürt, sich wenigstens einige Tage als Millionär zu fühlen. Zugleich hatte es ihn gereizt, seine Umwelt auf die Probe zu stellen. Mit Vergnügen hatte er beobachtet, wie sich alle vor ihm demütigten, ihn umschmeichelten. Allerdings haben jetzt seine Lieferanten Krach geschlagen, und die Lieferanten haben mit der Polizei gedroht.

Aber Großelin hat versichert, daß er allen Verpflichtungen nachkommen werde, denn der Spaß sei so gut gelungen, daß er gern bereit wäre, einige Monate für dessen Bezahlung zu arbeiten.

Nr. 1

Anmarsch.

„Wechselnde Bewölkung; Fortdauer der warmen Witterung". war die Meinung der Wetterpropheten. „Jetzt ist es Zeit", sagte die berühmte innere Stimme, der man leider viel zu wenig folgt, weil man eben von Geburt aus feige ist, wenn es heißt sich zu irgendetwas zu entschließen. Es regnete in Strömen und man mußte die Ski gleichsam auf Schleichwegen und bis zur Unkenntlichkeit verhüllt zum Bahnhof schmuggeln, um nicht dem Gelächter der Kenner ausgesetzt zu sein.

Es regnete Bindfäden noch in Mannheim und Stuttgart und Ulm, obwohl ein trostbereiter Mensch sagte, dieser Regen sei eben im Hochgebirge Schnee.

Aber es regnete immer noch als es schon dämmerte, bis schließlich zwischen Ulm und Kempten auf einmal die Aecker in der Dunkelheit zu glänzen und zu schillern begannen. Und dann wurde es immer weißer und heller in der Nacht, je weiter und je höher wir fuhren, und da stand auf einmal auch schon der winterliche Wald im Schnee neben der Eisenbahn und tat, als ob das garnicht anders möglich sei, als eben so auszusehen, wie auf den Postkarten zu Weihna..ten.

Nacht war es, als ich in Oberstdorf nach einem freundlichen Fahrer suchte, der uns noch in das Walser Tal befördern sollte. Schließlich fand ich einen, der bereit war, die Not des Menschen zu einem widernatürlich hohen Fahrpreis auszunutzen, der nur knapp unter der sorgsam kalkulierten Uebernachtungsgebühr in Oberstorf lag.

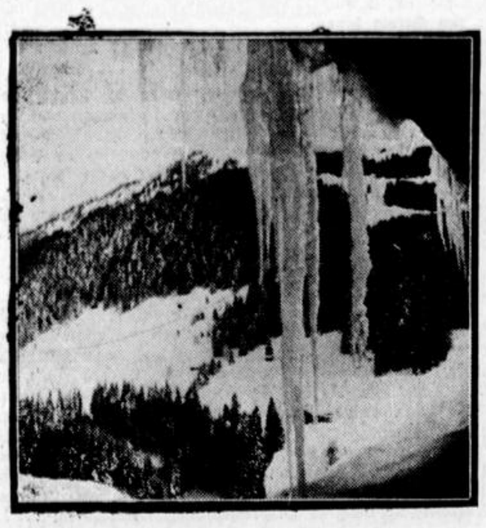
Hirschegg.

Es war keine Vergnügungsreise, die nächtliche Autofahrt nach Hirschegg; der Fahrer war bestrebt, uns zu beweisen, daß die von ihm geforderte Taxe gemessen an den gräßlichen Gefahren geradezu lächerlich gering sei; immerhin war Neuschnee, und gestern sollen die Wege erst spät wieder befahrbar geworden sein. Die Schneeketten klirren auf dem harten Schneeweg, der mit Holzstangen markiert ist, und wenn unser Wagen zu sehr an den inneren oder äußeren Straßenrand herangerät, dann rutscht der Wagen mit den entsprechenden Rädern ein, bis über die Nabe hinaus. Die Ski und die Koffer tanzen auf dem Verdeck, schaurige Abgründe gähnen einmal rechts und dann wieder links, schauerlich, weil es eben Nacht ist, und wir nichts anderes sehen, als Tiefe und dicke Schnee-Plumeaux, die wahrscheinlich unser Fahrzeug, falls es abstürzen sollte, einfach verschlucken würden bis auf den Grund des kleinen Walser-Tales, in das hinein wir eben steuern. Die Stille im Wagen mag mit Stoßgebeten ausgefüllt sein, und unser Fahrer tröstet uns mit der Tatsache, daß er schon 10 Jahre lang diesen Weg fahre; immerhin hatte er schließlich doch eine Panne insofern, als eine der Schneeketten fortwährend das Schutzblech streift. Ich bin froh, mit ihm aus diesem Grunde einmal den Wagen verlassen zu können; aber draußen ist es kalt und schließlich können wir ja auch nicht mitten im kalten Winter hier nächtlicherweise im Schnee umkommen; endlich gelangen wir wohlbehalten nach Hirschegg; der hohe Fahrpreis erscheint nun auf einmal gering, da wir die Gefahren solchen nächtlichen Abenteuers hinter uns haben. Bei Tag besehen war die Sache natürlich nur halb so schlimm mit dem Weg. Mit dem Geld wurde die Sache bei Tag besehen natürlich noch schlimmer.

*

Das Zimmer, in dem ich wohnen soll, ist klein aber schön warm und sauber; Lenschen brachte noch Butterbrote und sagte — mitten im Allgäu — „Nachzesamme! Schlafense jut!" Dieses Lenschen war aus Gladbach, wie auch die freundliche Wirtin, die aus dieser schicksalhaften Tatsache übrigens sprachlich keinen Hehl machte.

Wenn man nachts irgendwo müde und gerädert (in mehr als einer Hinsicht gerädert) angekommen ist und sich in das Bett gebracht hat, dann ist man morgens immer sehr darauf gespannt, wie wohl die Gegend und die Umgegend vom Fenster aussehen mögen. In der Dämmerung des neuen Tages — Donnerkeil,



„Morgens sah es so vom Fenster aus",

was habe ich schlecht geschlafen! — stelle ich fest, daß vor mir ein sehr hoher Berg liegt, hinter mir ein sehr hoher Berg, und auch neben unserer Hütte erheben sich hohe „Gebürge", die bis in das tiefe Tal mit Schnee bedeckt sind; hier scheint der Schnee metertief zu liegen; das ist wichtig, wegen des Fallens. Befriedigt legt man sich noch einmal in das Bett, zumal im Hause noch kein Laut zu hören ist; nur unten im Keller stochert jemand in der Heizung herum, und vor meiner Tür schleicht wenig später jemand auf leisen Sohlen zur herzbeschnittenen Tür.

Ich mache die Gardinen auf und lasse den Tag langsam in das Zimmer; prachtvoll läßt sich so gähnen und daran denken, daß man Ferien hat. Man gähnt wie ein Nilpferd und nur die Ohren hindern einen daran, daß man das Maul nicht noch weiter aufreißt; unten läutet aus dem Tal eine Glocke herauf: noch kann ich die Kirche nicht sehen. Dann schellt draußen ein Schlitten vorbei, und dann kommt eine himmlische Musik; das Geräusch von skifahrenden Menschen. Herrlich hört sich das an; es stärkt das Bewußtsein und zerstreut die Furcht, man könnte das Alles nur geträumt haben. Es rauschen Ski durch frischen Schnee, es schellen Schlitten, da hinten stehen schneebeladene Bäume am Hang, hier schellt kein Wecker, es ist so still hier, daß man meint, die Zeit stünde still; aber hat nicht eben der Schlitten geklingelt, der Ski gerauscht, eine vollends fremde Glocke geläutet?

Und nun will ich wach sein, damit ich nicht mehr zu fürchten brauche, ich träumte oder ich hüllte mich nur in Wunschgedan-

Zwischen Hirschegg und Riezlern.

ken, schon färben sich die Spitzen strahlender Berggipfel rot: bis auf 1000 Meter bin ich ihnen nahe; das war auch der Grund, weswegen der Schlaf ausblieb.

Zwischen „Badewannen" und Zäunen.

Mit den langen Brettern an den Füßen ist man schnell leichtsinnig, und ehe man recht weiß, warum, liegt man im Schnee und ist gefallen; aber ein Sturz in den Schnee ist wie ein kühles Bad. Nichts tut weh, und je mehr und je begeisterter man am ersten Tage fällt — weich und herrlich flaumig — umso stabiler wird es einem von diesem ersten Tage an, der eigentlich ganz der Feststellung gewidmet ist, ob man es noch kann: das Skilaufen und das Skifallen, das Genießen der Winterlandschaft, mit all den Einzelheiten, denen man sich auf dem Uebungshügel hingibt.

Uebungshügel haben im Skisport allerlei schöne Namen; man tituliert sie Kindergarten, Idiotenhügel, den Badewannenladen, den Zirkus und mit ähnlichen Kosenamen.

Wer mit dem Schneeschuhsport anfängt, kann sich um diesen Uebungshügel und um den Skikurs nicht herumdrücken. Es wäre töricht, täte man anders. Denn die alte Schneeböcke, die einheimischen Skilehrer, kennen als alte Praktiker viele Kniffe, die man wissen und beherrschen muß, ehe man auch nur eine Lippe riskieren darf, vom Skilaufen überhaupt nur zu flüstern. Gewiß, in der Ebene und im Flachen kann man von Natur aus mit den Bretterln auch im Schnee stehen; ja, man steht sogar besser darauf, als etwa nur auf Schuhen, mit denen man in den tiefen Schnee hineinsinken würde, bis weit über das Knie. Mit den langen Brettern an den Füßen aber steht man herrlich im noch so tiefen Schnee; doch kann man das natürlich noch nicht als Wintersport bezeichnen. Der Genuß des im Schneestehens ist nur sehr mäßig; mindestens also muß man „gehen" können.

Wer je Soldat war, der weiß, daß man das gewöhnliche Gehen auch erst beim Militär gelernt hat. Das „Gehen" auf den langen Brettern lernt man auf ähnliche Weise; alle Hausmacherweisheit schmilzt dahin, wenn etwa der Skilehrer Schneebock die ersten Anweisungen dazu gibt; wer nicht gerade schwach von Kappe ist, der lernt es in fünf Minuten; man muß schön in die Knie gehen und die Bretter nach vorne ziehen. So man das beherrscht, kommt man an den Hang; der Hang ist eine sanfte Neigung eines Berges zur Ebene. Vertraut man sich ihm gleitenderweise an, so haben die glatten Hölzer des Ski das Bestreben, in wohltemperierter Fahrt abwärts zu fahren. Ist der Hang lang, dann steigert sich nach irgendeinem physikalischen Gesetz die Geschwindigkeit; und dann ist der Augenblick gekommen, da der blutige Anfänger es mit der Angst bekommt, er käme nun nie und nimmer mehr zum Stehen und er würde nun schweren Flurschaden oder gar den Einsturz eines Bauernhauses oder gar der Pfarrkirche dadurch veranlassen, daß er in mehr und mehr sausender Fahrt immer weiter, immer weiter saust. In solcher Not läßt sich der blutige Anfänger mehr und mehr in die Knie und setzt sich in den Schnee nieder. Das kann man sehr elegant; das kann man aber auch sehr unelegant. Damen rufen meistens „huh!" dabei; Männer, vom Jüngling an aufwärts stürzen mit Inbrunst und tummeln sich dabei noch zusätzlich im Schnee, daß die Funken sprühen. Kinder fallen herrlich natürlich und sie lachen dabei, daß es nur so schallt. Erwachsene dagegen sind irgendwie beleidigt, wenn sie fallen; Regierungsräte oder Leute mit Titel oder Würde tuen meistens so, als seien von einem ihrer Untergebenen sie bei einer absolut unmöglichen Tätigkeit überrascht worden, etwa beim Rülpsen oder bei ähnlichem Naturlaut. An der Art zu fallen, erkennt man auf dem Uebungshügel die einzelnen Charaktere. So ist also ein Uebungshügel im Winterport eine Fundgrube für Leute, die an solchen Beobachtungen Freude haben. Herrlich ist etwa zu sehen, wie ältere Damen, die schon an die 60 Jahre sind, immer wieder tapfer mitmurksen,

„Die Kinder fahren auf Skiern zur Schule".

und wie sie die viel jüngeren an Eifer und Bereitwilligkeit oft genug übertreffen. Herrlich ist es auch zu sehen, wie schnell Kinder lernen. Weniger herrlich wäre es zu sehen, wie wir selbst durch die Gegend toben, obwohl wir vor uns selbst der Meinung sind, wir wären eine besondrs grandiose Erscheinung.

Aber in diesem Jahre brauchen wir nicht auf den Uebungshang; wenigstens nicht zum Kursus; ich stelle mich, malerisch drapiert, neben den schreienden und ewig wieder korrigierenden Stilehrer und markiere den Meister des Ski, der sozusagen mit den Skiern auf die Welt gekommen ist.

Es merkt keiner, daß ich ein sehr, sehr mittelmäßiger Rekrut bin, indessen sich die Kursisten abmühen mit dem Schneepflug, der die eilige Fahrt herrlich hemmt, wenn es nötig ist, mit dem Stemmbogen, der es einem erlaubt am Hang zu lavieren und zu kreuzen, mit der Spitzkehre, den wir den preußischen Christiania nennen, mittels dessen man eine Kehrtwendung auf der Stelle machen kann, wenn der Raum keinen wohlabgerundeten Stemmbogen erlaubt.

Alles andere an Skikünsten verweise ich der Einfachheit halber in das Reich der Ski-Artistik: den Kristiania, den Telemark, den Scherenbogen, den Drehumschwung, den Sprung den Kauertelemark und wie die schönen Sachen sonst alle noch heißen mögen; nach und nach werden wir es vielleicht doch noch lernen. Aber wir sind zufrieden, daß wir auch so auf die Berge und in die Winterwälder kommen. Grazie und Schönheit sind Nebensache. Machen wir den Mund auf und atmen wir tief die unbeschreiblich reine Luft; ziehen wir die Jacke aus; denn schon schwitzen wir herrlich, weil die Sonne heiß scheint, und weil wir gerade gefallen sind. Die Löcher, die wir in den Schnee machen, wenn wir mit unseren 1½ Zentnern auf die Erde fallen, heißen wegen ihrer schönen Form „Badewannen". Badewannen und Bäume haben anfangs eine magische Anziehungskraft; oft liegen mehrere Ski-Rekruten in einer „Badewanne"; das nennt man „Familienbad". Ein wunderbares Durcheinander von Ski und Stöcken, von Hüten und kessen Mützen sammelt sich im Familienbad, und prachtvoll abgekühlt erhebt man sich zu neuer Abfahrt. Es ist alles ja schön und weich und wohlig, und der trockene gefrorene Schnee fällt beim Aufstehen von einem, wie die Sorgen der Ebene von einem fallen, wenn man erst die ersten Gipfel glühen sieht.

(Fortsetzung folgt.)

Auch Sonntags zur Kirche fährt man per Ski.

Mit dem Motorrad durch Vorderasien

Eine abenteuerliche Wüstenfahrt

Von Georg Leichner

(6. Fortsetzung und Schluß)

Und da ist der Weg!

Als die Sonne hinter dem Horizont hervorkommt, bin ich schon unterwegs. Ich werde eben weiterfahren, bis ich auf den Weg stoße. Mit dem Kompaß habe ich die Richtung bestimmt, um ganz sicher zu sein, daß ich wirklich in einer Geraden fahre. Heute bin ich wieder voll Zuversicht, vielleicht weil ich die feuchte Morgenluft getrunken habe..

Es ist rasch hell geworden. Nur ein leichter Dunst liegt noch über der Ebene. Da! . . . Ein Häuflein Steine — und noch eines. So können Steine nur von Menschenhand aufgeschichtet worden sein. Der Weg ist gefunden. Jetzt nur rasch vorwärts.

Ich fühle mich plötzlich so geborgen und sicher. Was kann mir denn hier auf der Straße passieren? Früher oder später wird man doch jemand aussenden, um nach mir zu suchen. Da zwingt mich eine große Sanddüne, zu halten. Im Nu werden Decken und Zeltplanen, sowie Sonnensegel ausgebreitet und mit Anlauf geht es hinüber. Meine Stimmung ist ganz gut, nur der Durst quält mich entsetzlich. Aber nun fahre ich auf einem glatten, guten Weg. Er ist auf Drahtnetzen angelegt worden, da der Boden keinen Halt hatte. Hier und da schaut doch ein Stückchen Netz hervor. Und dort — einige Kamele . . . und ein wenig weiter — Arbeiter, mit der Ausbesserung der Straße beschäftigt!

Bald bin ich wieder bei Menschen!

Ich stoppe und laufe zu ihnen. Bald halte ich einen Blechkrug in der Hand. Gutes, frisches, klares Wasser. Die Leute lachen, als ich einen Becher nach dem anderen trinke. Starker Schweiß bricht aus. Es scheint mir, als ob alles um mich heller würde. Das Summen in den Ohren hört auf. Die Mattigkeit ist wie weggeweht. Dann blicke ich auf meine leere, trockene Feldflasche, will aber die Leute nicht noch mehr um ihr Wasser berauben, das sie von weither herbeischleppen müssen.

Nur einige Kilometer sind noch bis El Kubri! Dort befindet sich die Fähre über den Suezkanal. Bald werde ich nun wieder eine Stadt erreichen mit ihrem Talmi und billigen Tand. Und werde wieder Menschen um mich haben, vor denen man alles verschließen muß . . . Unter dem Wüstenhimmel, beim Anblick der heraufziehenden Wolken, gelobte ich, eine Bettlerin reich zu beschenken, wenn ich aus jener Einöde wieder herausfände zu den Menschen. Und jetzt bedrückt mich allein schon das Wissen um ihre Nähe . . .

St. Bürokrat in Afrika

Soll ich am Kanal verdursten?

Gleich werde ich Afrika erreicht haben. Schon ist die Fähre in Sicht. Ich halte an. Gelangweilt und träge erhebt sich ein Schwarzer, der in einem großen Zelt in der Hitze des Tages dahindöste, und kommt langsam auf mich zu. Würdevoll nimmt er meinen Paß und blättert darin. Er kann natürlich kein Wort lesen, und doch besieht er genau jedes der unzähligen Visa und Stempel. Dann bleibt sein Blick auf der griechischen Geldausfuhrbescheinigung haften. Entschieden hält er sie für das ägyptische Visum, denn er gibt mir den Paß zurück und bedeutet mir, an den Landungssteg heranzufahren. Prüfend schaut er zur Sonne, holt umständlich eine Pfeife hervor und setzt sie an die Lippen. Aber kein Ton ist zu hören. Erst nach wiederholtem Schütteln legt sich ein dunkler, leiser Pfiff über das Wasser. Die am anderen Ufer arbeitenden Männer heben nicht einmal die Köpfe. Auf mein Drängen lächelt er sein würdevolles, doch sklavisches Lächeln und setzt die Pfeife noch einmal an. Fünf Minuten verstreichen, ohne daß sich drüben etwas regt.

Da schalte ich meine Hupen ein. Laut und durchdringend ertönen die Boschhörner. Aengstlich steht der Schwarze daneben. Er fürchtet sich wohl vor dem Gestrengen da drüben. Ich hupe wie wild, denn inzwischen ist schon eine halbe Stunde vergangen. Ungeduldig schelte ich auf den Mann ein, bis er zögernd an den Steg hinabgeht und hinüberschreit. Er bekommt auch eine Antwort. Nun bittet er mich nochmals um meinen Paß und das Studieren der vielen Visen geht von neuem los. Endlich fragt er mich nach dem ägyptischen Visum. Ich zeige es ihm, er schüttelt jedoch ungläubig den Kopf, denn er hat noch die griechische Geldausfuhrbewilligung im Gedächtnis. Jetzt ist er das Mißtrauen selber. Er will den Paß und meinen Führerschein hinüberschaffen und sie dem Zollbeamten zeigen. Und nun beginnt ein langwieriges Hin- und Herüberschreien, bis auf der anderen Seite sich ein Boot löst und meinen Mann abholt. Die Zeit rinnt . . . Wie froh war ich, daß ich hier so früh eintraf, um noch bei Tage die Stadt Suez erreichen zu können. Und nun? . . . Mit der Stadt beginnt auch ihre endlose Bürokratie.

Möchten Sie hier „Captain" sein?

Der Hunger quälte mich, denn zwei Tage habe ich nichts gegessen. Von Zeit zu Zeit hupe ich laut und eindringlich. Endlich bewegt sich drüben jemand auf der Fähre. Ketten klirren, eine Maschine quietscht und rattert und — verstummt wieder. Da stelle ich voll Wut die Dauerhupe ein und endlich setzt sich die Fähre ächzend in Bewegung. Der Fährmann, ein dicker Engländer in Offiziersuniform, das Unterkinn vorgestreckt, die Pfeife im Munde, geht im Maschinenraum auf und ab, während zwei Schwarze die Arbeit verrichten. Er läßt sich gern von ihnen „Captain" nennen. Hoheitsvoll erteilt er mir die Erlaubnis, auf die Fähre zu fahren. Mit auf der Brust verschränkten Armen mustert er mich und fragt nachlässig: wer ich sei und woher ich komme? Ah so, durch die Sinaiwüste gefahren! . . . Wozu soll man heute, wo die Schiffahrt so weit entwickelt ist, solche beschwerlichen Touren unternehmen? . . .

Auf meine Antwort, daß ich Journalist bin und derartige Unternehmungen zu meinem Beruf gehören, wie es der seinige ist, als Kapitän hier seinen Dienst zu verrichten, richtet er sich, über seine Kapitänswürde stolz, ein wenig auf, denn er hat den Unterton meiner Rede nicht begriffen. Wie sollte er denn auch? Und plötzlich tut er mir leid. Gräßlich — wenn man alt geworden ist und auf solchen Posten abgeschoben wird. Aber Abenteurer werden bekanntlich nicht alt. Auch ein Trost . . .

Von drüben winkt ein Mann. Langsam setzt sich die Dampffähre in Bewegung. Selbstgefällig und zufrieden schreitet der „Kapitän" hin und her, die Arme auf der Brust gekreuzt und träumt vielleicht, er sei auf der Kommandobrücke eines Ozeandampfers.

„Europa geht uns hier nichts an!"

Endlich legen wir an. Nun rasch die Paßkontrolle erledigen, den ägyptischen Gesandtschaftsausweis wegen meiner Waffen vorzeigen und weiter, wie überall bis jetzt. Aber nein! Hier ist es anders.

„So — Sie kommen aus Palästina?" fragt der Beamte und schaut mich mißtrauisch an. Er spricht fließend französisch. „Ich finde aber das Visum unseres Konsulats in Jerusalem nicht . . ."

Ich zeige ihm das Visum, das ich mir noch in Deutschland besorgt habe.

„Ja, aber, wo ist dasjenige, das Sie in Jerusalem erhalten haben?"

Auf meine Erklärung, daß ich in Jerusalem gar nicht beim ägyptischen Konsulat gewesen bin, eröffnet er mir, daß er mir dann die Einreise nicht gestatten könne.

Ungeduldig weise ich ihm von neuem meinen Paß vor. Er würdigt das Visum der Berliner Gesandtschaft nur eines verächtlichen Blickes:

„Das ist Europa. Das geht mich nichts an. Alle, die jemals hier die Grenze überschritten haben, haben das ägyptische Visum aus Jerusalem gehabt." Er will mich gar nicht mehr anhören.

Wenn ich auch Araber gern habe, so ärgere ich mich jetzt doch gründlich.

„Muß ich vielleicht auch erst nach Palästina fahren, wenn ich aus Deutschland direkt hierher kommen will? Wozu hat denn Aegypten in Deutschland eine Gesandtschaft? Man hätte doch alle Deutschen, die nach Aegypten reisen wollen, nach Jerusalem schicken können. Der kleine Umweg von einer Woche und mehr würde doch wohl nicht ins Gewicht fallen . . ."

Schweigend nimmt er er den Paß noch einmal in die Hand. „Wie heißen Sie?" Ich nenne meinen Namen. „Und wann geboren? . . . Wo geboren? . . ."

Wieder gebe ich Auskunft.

„Und welche Nummer hat Ihr Paß?"

„Zum Donnerwetter, die Nummer habe ich mir nicht gemerkt!"

Ich darf doch nach Aegypten!

Mißtrauisch blickt er auf. Zweifelt er vielleicht, daß ich die im Paß genannte Person bin? Wütend mache ich ihn auf die Photographie aufmerksam. Nun, endlich, telephoniert er seiner übergeordneten Behörde und bekommt die Auskunft, daß man Personen, die das Visum auch in einem anderen Lande als Palästina erhalten haben, die Einreise gestatten darf.

„Ja, solch ein Fall ist mir noch nicht vorgekommen", entschuldigt er sich vieltausendmal. „Hier haben Sie Ihren Paß, aber Ihr Gepäck muß ich noch ansehen."

Wir gehen zu meinem Motorrad hinaus.

„Was ist das? Eine Schreibmaschine . . . Geben Sie sie her."

„Nein, ich gebe sie nicht! Da können Sie sich auf den Kopf stellen, die Schreibmaschine werden Sie nicht bekommen. Wenn Sie eine brauchen, so gehen Sie gefälligst hin und kaufen sich eine." Ich bin außer mir.

„Ich will ja nun die Nummer aufschreiben . . ." Er ruft zwei Soldaten und gibt dem einen die Maschine.

„Und was haben Sie hier?" fragt er, interessiert auf ein kleines, gelbes Köfferchen zeigend.

„Das ist meine Reiseapotheke."

„Oeffnen, öffnen!" Er ist ganz aufgeregt.

So, jetzt denkt er, einen Rauschgiftschmuggler erwischt zu haben und hört schon seine Vorgesetzten ihn loben.

„Aufmachen! Alles aufmachen! . . ."

„Wie kann ich die sterilen Binden aufmachen . . .?"

„Aufmaaachen!"

Ich öffne ein Büchschen mit Bismut.

Endlich der rechte Ton . . .

„Ah . . ." Rasch greift er nach dem Döschen, nimmt eine Prise und legt sie sich auf die Zunge. Man sieht ihm die Enttäuschung an, daß dieses weiße Pulver kein Kokain ist. Dann faßt er nach einem Glas mit Sublimat. Schon will er auch davon versuchen. Soll ich ihn gewähren lassen? Ich reiße ihm das Glas aus der Hand und brülle ihn an. Erschreckt duckt er sich. Ganz klein wird er mit einem Male, eine unterwürfige Sklavennatur. Nun habe ich den Ton gefunden, in dem mich zu ihm reden muß.

„Ich zahle keinen Piaster. Und jede Stunde, die Sie mich hier unnütz festhalten, wird von Ihrem Gehalt abgezogen. Ich habe von Ihrer Gesandtschaft ein Schreiben, daß ich sogar meine Waffen einführen darf."

„Wa—affen haben Sie aaauch . . .?"

„Ja, hier." Ich ziehe meine Pistole aus der Tasche.

Ganz ratlos steht er da: „Ich muß Sie nach Suez schicken."

„So, mein Lieber, jetzt, nachdem ich hier den halben Tag vertrödelt habe, willst du mich nach Suez schicken . . ."

„Was soll ich denn anderes tun?" jammert er.

„Nun gut, ich fahre . . ."

Sichtlich erleichtert zeigt er auf einen Soldaten: „Dieser Mann wird Sie begleiten . . ."

„Wie aber soll ich ihn mitnehmen? Sie sehen doch, daß die Maschine gebrochen ist . . ."

„Dann mag er sich hinter Sie setzen . . ."

„Am Hinterrad fehlen mir auch einige Speichen."

„Es wird schon gehen . . . es wird schon gehen."

Was bleibt mir anderes übrig? Ich lasse den Mann aufsitzen. Ellenlang thront er hinter mir auf dem Gepäck mit seinem Gewehr.

Neuen Abenteuern entgegen!

In Suez schaut sich ein überaus sympathischer Araber meine Papiere an, lacht, als ich ihm auf englisch erzähle, was mir heute widerfahren ist und liest den Bericht, den der Soldat ihm überreicht hat. Sodann prüft er meine Ausweise: „Ich allein kann über diesen schwierigen Fall nicht entscheiden. Ich muß mit dem Direktor des Zollamts Rücksprache nehmen, Sie können jedoch versichert sein, wir werden alles tun, was in unseren Kräften steht." Damit geht er und läßt mich allein. Wer weiß, was für umfangreiche Instruktionsbücher sie nun wälzen . . .

Schließlich hat gegen Mittag der Direktor — ein Araber, der über 20 Sprachen spricht — entschieden, daß unter Hinterlegung des Zollbetrages für die Waffen und Bezahlung einer gewissen Summe für die Munition die Waffen freizugeben sein. Erleichtert atmen wir alle auf.

So! . . . Jetzt kann ich endlich weiter nach Kairo fahren. Wieder ist ein Abenteuer zu Ende. Ein neues beginnt. Ich sitze auf meinem Fahrzeug und atme tief die frische Luft. Die Landschaft Aegyptens gleitet an mir vorüber. Wieder umgibt mich Wüstengegend. Aber eine gute Straße liegt vor mir, auf der man leicht mit 60 Kilometer Geschwindigkeit fahren kann.

Ende

BLICK IN DIE WELT

Der neue Rettungsapparat für U-Boote

Ueber den neuen Rettungsapparat für U-Boote, der von der britischen Admiralität allgemein eingeführt werden soll, berichtet „Daily Expreß" Einzelheiten. Dieser nach dem Erfinder Davis genannte Tauchapparat besteht aus einem luftdichten, aufgeblasenen Sack, der auf der Brust festgebunden wird und an dem ein Sauerstoffbehälter befestigt ist. Mit einer Klammer wird die Nase des Auftauchenden fest geschlossen. Er atmet Sauerstoff mit Hilfe eines Rohrs und Mundstücks durch den Mund ein. Um ein gesunkenes U-Boot zu verlassen, muß einer der Tauchtanks voll Wasser gelassen werden, dann wird eine der Luken geöffnet und, getragen von dem starken Druck des Wassers, wird der Seemann an die Meeresoberfläche hinaufgepreßt. Die Anwendung des Apparats erfordert selbstverständlich außerordentlich große Kaltblütigkeit und Entschlossenheit. Man hofft aber, daß dadurch Unfälle vermieden werden, wie der furchtbare Untergang des U-Boots „M 2" im Januar 1932.

Die „Prorokka"

Eine der seltsamsten Naturerscheinungen ist der Kampf der Wassermassen großer Ströme gegen den Flutenandrang des Meeres, der unter dem Namen der „Bore" beim Hoogly River, der „Mascaret" bei der Gironde und der „Barre" bei der Seine vorkommt, beim Amazonenstrom aber unter der Bezeichnung „Porokka" bekannt geworden ist.

Der Amazonenstrom ist bei seiner Mündung 30 Meilen breit und 10 Meilen weit ins Meer hinein kann man seinen Süßwasserstrom noch verfolgen. Dieser Wassermasse aber wirft sich zur Flutzeit, der allgemeinen Flutwelle der Erde, welche sich von Osten nach Westen fortwälzt, entgegen. Da das Meerwasser an Menge überwiegend, an Eigenschaft schwerer ist als das Süßwasser, so muß letzteres weichen und wird bis 190 Stunden weit den Strom hinauf zurückgedrängt und unter donnerähnlichem Getöse zurückgeworfen, so daß die Ufer weithin überflutet werden.

Besonders stark ist die Prorokka, wenn die Flutzeit mit dem höchsten Stande der Sonne und der Einfallszeit von Neumond oder Vollmond zusammentrifft, dann ist die Prorokka wahrhaft entsetzlich. Sie hat erst nach einer vollen Stunde ausgetobt und während ihrer Dauer ist die ganze Gegend in Dunkel, Wasserschaum und Nebel gehüllt. So tobt das Unwetter den Strom hinauf, bis es schwächer und schwächer wird und zuletzt ganz erlischt.

700 Zauberer verbannt

Die Regierung in Kenya sah sich veranlaßt, 700 „Zauberdoktoren", die in den letzten Jahren unter den ostafrikanischen Stämmen viel Unheil angestiftet hatten, zu verbannen. Die Zauberer erhalten ein neues Wohngebiet in der Nähe von Kisimu in der Nähe des Victoria-Sees. Man macht die Zauberdoktoren dafür verantwortlich, daß häufig verbrecherische Ueberfälle auf Farmen, die von Indern kontrolliert wurden, verübt worden sind. Die 700 Zauberdoktoren werden in ihrem neuen Reservat von der Regierung natürlich beaufsichtigt. Es wird dafür Vorsorge getroffen werden, daß sich die von den „Zauberern" veranlaßten Verbrechen nicht wiederholen.

Um Neuss herum

Mit Auto, Photoapparat und guter Laune zum Landkreis

Eine Bitte vor der neuen Fahrt

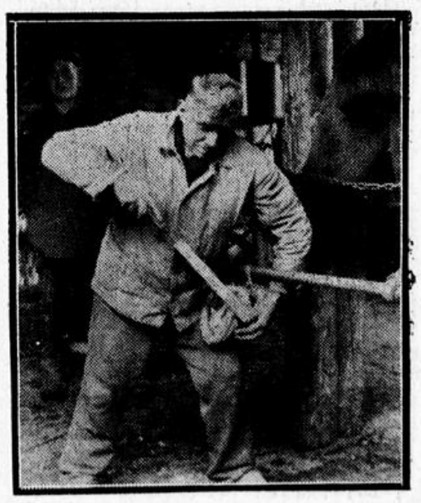
So, liebe Leserinnen und Leser, die Sie immer so gerne mitgefahren sind durch den Landkreis, es geht wieder los. Rund ein halbes Jahr hat das Auto im Stall gestanden, jetzt sind Benzin und Oeltank so voll gefüllt, wie wir selbst mit guter Laune, und auch der Knipskasten ist unbeschränkt aufnahmebereit. Ich halte mich denen empfohlen, die mir aus ihrem Ort irgend etwas Nettes erzählen können, „Stöckstes", die nicht in den Geschichtsbüchern stehen, woran sich aber alle unsere Leser erfreuen können. Nun, wenn Sie diese Plauderei zu Ende gelesen haben, so werden Sie wissen was gemeint ist. Und wenn Sie mal Zeit haben und es fällt Ihnen gerade etwas ein, so schreiben Sie uns mal einen Brief, einfach an die Schriftleitung der NGZ. Wir freuen uns sehr darüber, und es wird sich jene lebendige Verbindung herausbilden, wie sie in der großen Leserfamilie der Heimatzeitung bestehen muß. Sie brauchen kein feines Papier zu nehmen, Sie können ruhig mit Bleistift schreiben, die Sätze brauchen nicht wohlabgewogen zu sein. „Schreibe wie Dir der Schnabel gewachsen ist", so werden wir uns am besten verstehen. Das ist die Bitte an alle unsere Freunde. So wird diese Seite, die von nun ab wieder regelmäßig alle 14 Tage im NGZ-Sonntag erscheinen wird, eine Gemeinschaftsarbeit werden, bei der alle Leser und solche, die es werden wollen, als Mitarbeiter herzlich willkommen sind.

Wenn wir dabei auch etwas Heimatgeschichte treiben, so wollen wir uns dabei auch unterhalten. Jahreszahlen lassen sich nicht ganz vermeiden, aber wir wollen uns kein Bein darum ausreißen, ob „Waldemar der Klätschängige" 1235 oder 1245 geboren ist. Das wär's, was ich Ihnen als Einleitung zu sagen hätte und nun, auf den Anlasser getreten, und los geht es über die Jülicherstraße, am Kloster Kreitz rechts ab nach

Grefrath.

Es ist eine der alten Siedlungen, wie sie zur Zeit der Frankenkaiser gegründet worden sind. Damals war noch das ganze Land zwischen Erft und Niers richtiger dichter Urwald. Von Erprath aus wurde, als Mangel an Ackerboden eintrat, ein Teil des Waldes gerodet, und da diese Rodung einem Grafen zugehörte, so hieß die Siedlung: „Grafen-Rodung", woraus dann mit der Zeit „Grefrath" wurde. Die Leute, die dort angesiedelt wurden, waren Hörige des Hauses Erprath. Sie mußten als Entgelt für das Land an ihre Herren Abgaben entrichten, meist Vieh oder Erträgnisse des Bodens. Im übrigen war es keine drückende Leibeigenschaft, denn diese ist seit der Durchdringung mit dem Christentum stark gemildert worden, und die Bewohner fühlten sich im großen und ganzen als freie Menschen. Sie haben tausend Jahre hindurch auch nie einen anderen Ehrgeiz gehabt, als tüchtige Bauern zu sein und heute sind von der Gesamtfläche des Dorfes von 784 Hektar noch 731 Hektar Ackerland; 28 Hektar sind Wiesen und 25 Hektar Haus- und Hofraum. Auch eine der ersten Kirchen wurde in Grefrath von den Herren von Erprath erbaut, und zwar hat sie bis zum Jahre 1864 auf dem alten Friedhof gestanden. Allerdings war die damals abgebrochene nicht mehr die ursprüngliche Kirche, da diese im 30jährigen Krieg von den Hessen niedergebrannt wurde.

Ueberhaupt hat es bittere Zeiten gegeben, wie für das ganze Land ringsum, so auch für Grefrath. So hatte im Jahre 1572 der Kölner Erzbischof Salentin von Isenburg, der mit den Spaniern gegen die Niederlande kämpfte, hier sein Lager aufgeschlagen. Das Dorf hatte unter den Truppen, besonders aber unter den sich einfindenden Freibeutern aus aller Herren Länder viel zu leiden, und ein großer Teil der Bewohner flüchtete. Kaum hatte man sich erholt da wurde, 13 Jahre später, das Land im Truchsessischen Kriege erneut heimgesucht. In seinem Buch: „Das kurkölnische Amt Liedberg", führt Dr. Jakob Bremer einen Brief des Pfandherrn von Liedberg an den Kölner Erzbischof vom 3. Mai 1585 an, der besser als lange Berichte den damaligen Zustand bezeichnet. Es heißt darin: „Alles ist verderbt, verjagt, verstorben, umgekommen, die Dörfer sind verlassen, Land und Güter ungebaut, öd und wüst." Und wieder 41 Jahre später, 1625, also im 30jährigen Krieg, schlug der Marschall von Isenburg



In der richtigen Schmiede.

hier sein Kriegslager auf und 1641 brannten, wie schon erwähnt, die gegen alles Katholische wütenden Hessen die Kirche nieder.

*

Wenn man von einem Ort lobenswerte Dinge erzählt, so nennt man nicht an letzter Stelle die bedeutenden Männer, selbst wenn sie zu dem Ort keine andere Beziehung haben, als daß sie zufällig dort geboren sind. Das ist sogar vielfach der Anlaß, ein Denkmal zu setzen. Ein solches Denkmal hat Grefrath nicht, wenn auch der Räuberhauptmann Matthias Weber genannt „Fetzer" dort geboren ist. Und sollte ein Grefrather das doch vielleicht als etwas peinlich empfinden, so bleibt ihm der Trost, daß des „Fetzers" Wiege vielleicht in einem anderen Grefrath, deren es mehrere gibt, gestanden hat.

Ein Nebeltag in Grefrath.

Der anrüchige „Jordan".

Was soll man überhaupt so weit in die Vergangenheit zurückgreifen, wenn man bedeutende Männer sucht? Genügt es nicht, wenn man z. B. wie wir es gemacht haben, den Schmied des Dorfes aufsucht? Oder wer will bestreiten, daß ein Schmied für ein Dorf ein bedeutender Mann ist? Zwar ist Klauts Heinrich so bescheiden, daß er sicher rot wird, wenn er das hier liest; aber man wird es unter seinem rußgeschwärzten Gesicht nicht sehen. Der „eiserne Heinrich" ist nebenberuflich übrigens noch Uzvogel und Junggeselle und wer zu ihm kommt, der ist in der „richtigen Schmiede". Sein Steckenpferd ist ein Straßenbahnprojekt von Neuß nach Rheydt, mit einer Haltestelle vor seinem Hause. Er findet es nämlich etwas teuer, daß eine Omnibusfahrt nach Neuß 50 Pfg., also hin und her 1 Mark kostet. Ob etwas daran zu ändern ist, müßte die Neußer Stadtverwaltung mit der Reichspost eigentlich mal überlegen, da die Grefrather bei einem niedrigeren Fahrpreis sicher mal öfter nach Neuß kommen würden. Unser Schmiedemeister weiß auch allerhand nette Sachen zu erzählen, und ein Stückchen, das sich vor rund 40 Jahren zugetragen hat, verdient besonders wiedererzählt zu werden. Man kann es umsomehr, als die Beteiligten nicht mehr unter den Lebenden sind.

Ein bekannter Typ der damaligen Zeit war eine Frau von rund zwei Zentnern Lebendgewicht, die mit ihrem kleinen Eselskarren Lumpen sammelnd von Dorf zu Dorf zog. In Grefrath hatte sie dann mal etwas schwer nach hinten geladen (die Karre natürlich), und als sie sich dann mit ihrer gewichtigen Persönlichkeit noch hinten drauf schwang, da ging das Gleichgewicht verloren, derart, daß der Esel vorne auf einmal in der Luft schwebte. Um nun ihr armes Grautier nicht der Gefahr eines Beinbruches auszusetzen, konnte sie nicht absteigen und mußte sich um Hilfe umtun. Da kam ein Grefrather, wir wollen ihn „Chreß" nennen (er hieß in Wirklichkeit Vinzenz, was ich aber nicht verraten darf), gerade vom Felde und trug am Schüppenstiel aufgehängt einen Korb über der Schulter. Nun hatte unser Chreß im Felde einen Hasen gefunden, der von der Treibjagd zurückgeblieben war und ihm als willkommenen Braten in den Korb gelegt. Da rief ihn die Frau an: „Chreß, komm, help mech ens!" — „Ech han ken Ziet," sagte Chreß, ging eiligst weiter und der Esel schwebte noch immer in der Luft, bis andere Leute kamen und ihn aus seiner etwas ungemütlichen Lage befreiten. Chreß, sonst immer hilfsbereit, konnte natürlich seinen Korb nicht absetzen, weil er sich sonst verraten hätte.

*

Eine (nicht gerade saubere) Quelle des Anstoßes in Grefrath ist der „Jordan". Und die Klagen darüber haben zwei junge Grefrather Poeten zu einem Gedicht veranlaßt, aus dem, in Verbindung mit unserem Bild zu ersehen ist, worum es sich handelt. Es sei noch bemerkt, daß dieser sogenannte „Jordan", eine schlammige Sammelstelle des Regens und der Abwässer, an die Hauptstraße grenzt, am Pfarrgarten vorbei, und bei Regen die Gossen der ganzen Hauptstraße überflutet. Hier das Gedicht:

„Schreitest du durch Wald und Flur,
Siehst du viel von der Natur.
Besonders schön und herrlich fein
Ist Grefrath dort am Niederrhein.

Aeußerlich sehr wohl gebaut;
Doch wenn man ins Inn're schaut,
Entdeckt daselbst man einen Fluß,
Der für den Bürger kein Genuß.

Fremder, Fremder, hüte dich,
Denn er duftet fürchterlich.
Schon dreißig Jahr hats dort gestunken,
Ein alter Mann ist drin ertrunken.

Nachts, beim hellen Mondenschein,
Dringt dieser Duft ins Kämmerlein.
Vorbei ist dann die schöne Ruh,
Und man macht schnell das Fenster zu.

Eine schöne Trauerweide,
Die des ganzen Dorfes Freude,
Fing eines Morgens an zu wanken;
Dem Jordan ist das zu verdanken.

Drum ruft in Grefrath alles aus:
Befreit uns doch von diesem Graus;
Damit es wieder riechet fein
In Grefrath dort am Niederrhein."

Womit wir glauben, unserseits für diese duftige Angelegenheit genug getan zu haben.

Dahinter ruht Grefraths Vergangenheit.

Bei der Heimfahrt werfen wir noch einen Blick durch ein verschlossenes Gittertor auf den alten Friedhof, wo Grefraths Urahnen die letzte Ruhestätte gefunden hatten, rings um die alte Kirche. Nichts ist mehr davon zu sehen, die Kreuze sind vor einigen Jahren neben dem Weg zum neuen Friedhof aufgestellt worden. Auf der alten Stätte liegen jetzt Gärten im Winterschlaf. Man wird vielleicht doch einmal, wenn die Zeiten besser geworden sind, eine andere Lösung für den Platz finden, wo einst, fast 1000 Jahre hindurch, Ausgangspunkt aller Grefrather bei der Taufe und letzte Stätte der Ruhe gewesen ist.

*

Vorsicht, unübersichtliche Kurve am Dorfausgang! Und dann mit Vollgas heimwärts!

Auf Wiedersehen, liebe Leserinnen und Leser, bis zur nächsten Fahrt, irgendwo um Neuß herum.

Kiebitz.

Bandit im Süden

Abenteuerroman von Edwin Demel

(2. Fortsetzung)

(Urheberschutz durch Deutscher Presse-Verlag, Berlin SW 68)

„Bis vier Uhr, Sir."

„Oh, das ist lange hin. Hier am Orte?"

„Freilich. Immer diese Straße entlang und dann noch die beiden nächsten."

„Mein Geschäft nimmt mich etwa eine Stunde in Anspruch. Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir bis zu meiner Rückkehr das Pferd halten wollten. Ich verlange das nicht umsonst, wie Sie sich wohl denken können."

Der Bobby witterte ein Trinkgeld und wurde geschmeidig wie ein Ohrwurm.

„Wenn es sonst nichts ist, Mr. Johnston. Den Gefallen erweise ich Ihnen recht gerne."

O'Connor war ein irischer Polizist. Und diese sind zumeist nicht übermäßig mit Weisheit gesegnet. Sie entstammen jenen Volksklassen, die es als das begehrenswerteste Lebensziel betrachten, einmal an Straßenecken herumzulümmeln und den Gummiknüppel um den Daumen zu drehen. Aus diesem Grunde wird man es verzeihlich finden, wenn O'Connor nichts ahnte und bereitwillig den Brauschimmel Jinny übernahm, um ihn bis zur Rückkehr Frederick Johnstons zu halten. Er sah keine Verletzung des Dienstes darin. Ihm war es nur um das Trinkgeld zu tun.

Als Frederik Johnston bei Heinzelmanns Saloon ankam, bemerkte er sofort, daß Dodds Wagen verschwunden sei. Dafür drang aus der Schenke wüster Lärm heraus. Johnston trat ein und wurde von der ihm entgegenschlagenden Wolke Fuseldunstes beinahe zurückgeschleudert. Der Raum glich einem Schlachtfelde. Ein halbes Dutzend respektabler Gents lag unterm Tisch und schnarchte. Einige schliefen auf den Tischen. Andere grölten sinnlos betrunken vor sich hin. Selbst Heinzelmann stand schwach auf den Beinen und lachte dem Ankömmling blöd ins Gesicht. Am nüchternsten von allen war Mr. Dodd, der edle Spender. Er war zwar auch betrunken, jedoch nicht so, als daß er nicht gewußt hätte, was er tat. Eben setzte er der Einfachheit halber eine Flasche an die Lippen, nachdem er vorher den Hals derselben an der Tischkante abgeschlagen hatte. Und dann bemerkte er Johnston, der die Tür hinter sich zuzog und näher trat.

„Hallo, Sir", rief er, „wieder angelangt — hk. — Freut mich sehr — hk — Sie zu sehen."

„Ich wollte mich nur von Ihrem Wohlergehen überzeugen."

„Freut mich ungemein — hk. — Aber wenn Sie des Wagens halber kommen, so werden Sie — hk — kein Glück haben. Er ist schon weg."

„So? Wohin denn?"

„Verkauft, Sir. Fand — hk — 'nen Gent, der — hk — ihn bar bezahlte und 'ne Runde schmiß."

„Schade, ich hätte ihn gerne genommen, da es doch einmal meine Absicht ist, in die Caroo zu gehen. Ich hätte ihn gleichfalls bar bezahlt und womöglich noch mehr gegeben, als Sie forderten."

Frederick Johnston machte sich kein Gewissen daraus, den Jäger anzulügen.

„Bedaure — hk —, hätte ihn lieber Ihnen als 'nem — hk — anderen gegeben."

„Wo wohnen Sie eigentlich, Mr. Dood?"

„Wo ich — hk — wohne? Warten Sie mal. In — hk — Spriks Hotel, wenn ich nicht irre."

„Und wann gehen Sie heim?"

„Warum fragen Sie?"

„Ich hätte mich gerne nach den Einzelheiten einer Wüstenreise erkundigt."

Mr. Dodd fühlte sich geschmeichelt. Er kam sich sehr wichtig vor und schenkte dem Mann, der aus seinen Erfahrungen schöpfen wollte, seine ganze Zuneigung.

„Das ist — hk — klug von Ihnen. Begleiten Sie mich — hk —, Sie sollen alles erfahren."

Er wandte sich dem Wirt zu, der sich mit dem Rücken gegen die Wand lehnte.

„Alles bezahlt?"

„Alles, Sir, alles, und noch etwas darüber", gluckste Heinzelmann idiotisch.

Und nun gingen sie.

Es war eine nicht ganz leichte Sache, Mr. Dodd heimzugeleiten. Sowie er nämlich an die frische Luft kam, wurde er schlapp. Johnstons Arm wurde steif in dem Bestreben, den guten Mann zu stützen. So kamen sie an die Ecke der menschenleeren Rhodes Street. Eine elektrische Lampe beschien den Raum zwischen den Häusermauern. Hier machte Johnston halt.

„Warum — hk — bleiben Sie stehen?" fragte Dodd.

„Ich wollte Sie um eine Kleinigkeit bitten", sagte Johnston gemessen und ließ ihn los.

Dodd lehnte sich an den Laternenpfahl und blinzelte den anderen an.

„Sie wollen — hk — bitten? Immer los, old Boy!"

„Eine leichte Sache für Sie, Mylord."

„Mylord!" kicherte der Betrunkene. „Hätte sich — hk — meiner Mutter Sohn nie im Leben träumen lassen, daß — hk — man ihn jemals „Mylord" titulieren würde."

„Sie werden mir hundert Pfund auf unbestimmte Zeit leihen, Mylord", fuhr Johnston fort.

„Hundert Pfund?" Mr. Dodd wurde infolge der übergroßen Ueberraschung einigermaßen nüchtern.

„Ja, hundert Pfund. Gerade so viel brauche ich, um mich für den geplanten Jagdzug auszurüsten."

„Sie sind wohl nicht ganz klar im Kopfe, he?"

„Doch. Ich bin ganz klar im Kopfe, Sir. Für Sie bedeuten hundert Pfund nicht viel, für mich alles. Sie erzählten selbst, Sie hätten das Geld auf unrechtmäßige Weise, durch Wilddieberei, verdient. Daher ist es nicht mehr als recht und billig, wenn Sie mir helfen."

Mr. Dodds Rausch war im Schwinden begriffen. Er stellte sich gerade.

„Und auf unbestimmte Zeit wollen Sie das Geld außerdem?"

„So ist es. Sie können sich wohl denken, daß ich einen Rückzahlungstermin jetzt noch nicht angeben kann. Ich weiß ja nicht, wie lange ich brauchen werde, um das Kapital zu verdienen."

„Vortrefflich, hahaha! Und Sie trauen mir die Dummheit zu, darauf einzugehen?"

„Ich bin dessen sicher", erklärte Frederick Johnston kalt und hob die rechte Hand, in der der blanke Lauf des Bulldog funkelte. „'s ist zwecklos, sich zu sträuben. Geben Sie die Hände hoch!"

„Damned", knurrte Dodd, „so meinen Sie es also?" Und hob die Hände über den Kopf.

„Ja, genau so meine ich es", gab Johnston trocken zurück und lächelte ein klein wenig.

„Und wissen Sie auch, was darauf steht?"

„Interessiert mich nicht, Mylord."

„Zehn Jahre Ketten, wenn Sie nicht schießen, ein Strick auf 'nem soliden Querbalken aber, falls Sie den Finger krumm machen, Sir. Großes Risiko, wie mir scheint."

„Mir scheint es nicht so zu sein. Doch um abzuschließen: Wo ist das Geld?"

Mr. Dodd schickte sich ins Unvermeindliche.

„Da im Gürtel steckt's, er ist hohl."

„Ach, und einen Revolver haben Sie auch dran! Sie gestatten doch, Mylord?"

Mit geschickten Fingern bemächtigte sich Johnston der Waffe und wich drei Schritte zurück.

„So, jetzt nehmen Sie selbst das Geld heraus!" befahl er scharfen Tones.

Brummend zog Mr. Dodd ein Bündel Scheine aus dem Gürtel und reichte es dem Erpresser.

„Nicht doch", wehrte der ab. „Ich will bloß hundert Pfund. Zählen Sie den Betrag ab."

Dodd zählte und übergab das Geld dem anderen, der es achtlos in die Hosentasche schob.

„Danke. Ich betrachte mich von nun an als Ihr Schuldner, Mylord. Sie können auf mich rechnen."

„Hol Sie der Teufel!"

„Das möchte ich mir doch verbitten. Jetzt gehen Sie dort hinüber zur Wand — so ist's gut. Stellen Sie sich mit dem Gesicht zur Mauer, legen Sie die Hände auf den Rücken — vortrefflich! Nun bleiben Sie fünf Minuten so stehen. Drehen Sie sich früher um, so gibt's blaue Bohnen."

Und während Dodd, mit dem Gesicht zur Wand, die Sekunden zählte, verschwand Johnston.

Fünf Minuten später tauchte er, etwas außer Atem, bei dem Bobby auf, der Jinny hinter sich her, die Straße entlang schleppte.

„Danke vielmals, O'Connor", sagte er freundlich und drückte ihm ein Geldstück in die Hand, das auf dem Gesicht des Polizisten ein wonniges Grinsen auslöste. Hierauf schwang er sich in den Sattel und gab dem Pferd die Sporen. Schon im Fortreiten, warf er über die Achsel zurück:

„Kalkuliere, Sie werden sich in einer Stunde furchtbar ärgern, O'Connor."

Der sah ihm verständnislos nach.

„Was er wohl damit sagen wollte?" fragte er sich, ohne eine Antwort zu finden.

Einige Zeit später alarmierte ein breitschultriger Gent, der stark nach Alkohol roch, das Polizeikommando und verursachte einen heidenmäßigen Spektakel. Und dann raufte sich der Policeman O'Connor den spärlichen Scheitel, denn es war wirklich etwas stark, wenn die Wächter der Ruhe und Ordnung den Spitzbuben die Pferde hielten, damit sie ihrem lichtscheuen Gewerbe ungestört nachgehen konnten. Ach ja, es ist nicht ganz einfach, Bobby zu sein!

Mittlerweile trabte Frederick Johnston zur Stadt hinaus und schlug die Straße nach Katima ein. Plötzlich zügelte er sein Pferd und schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn. Zu dumm, darauf zu vergessen! Er wollte nach Katima, und dorthin führte doch die Telegraphenlinie. Man würde diesen Umstand ausnützen, und er durfte sich dann in Katima eines heißen Empfanges versehen.

Nachdenklich musterte Frederick Johnston die Telegraphenstange. Die Drähte verschwammen im nächtlichen Dunkel und boten kein greifbares Ziel. Dagegen stach ihm das schneeige Weiß der Isolatoren in die Augen. Damit war etwas zu machen, zum mindesten ein Strich durch die Rechnung der Livingstoner Spießer. Johnston zog den Revolver hervor und erinnerte sich daran, daß er schon als Student den Ruf eines Kunstschützen gehabt. Er ging in Anschlag. Nicht etwa mit der freien Hand, sondern von der Hüfte aus. Er mußte doch sehen, wie sich das Ding machte.

Peng — klirr! — Peng — klirr.

Sechsmal knallte es, sechsmal klirrte es. Schwirrend klatschten die Drähte zur Erde. Nun mochten die Bobbys telegraphieren, wenn sie konnten!

4.

Als der Morgen kam, war Frederick Johnston weit weg von Livingstone.

Die Landschaft nahm ein typisch afrikanisches Aussehen an. Der Zambesi, der sich hier im Flachlande breit und wuchtig sein Bett entlangwälzte, wurde an beiden Ufern von lichten Galeriewäldern begleitet. Sie bestanden aus Fächerpalmen und Akazien und waren nirgends dicht genug, um den Zutritt zum Flusse zu verwehren. Daran schloß sich die Caroo. Sie hatte hier noch nicht den ausgesprochenen Steppen- und Wüstencharakter, der sie anderorts kennzeichnet, sie ähnelte mehr einer Parklandschaft. Vereinzelte Gruppen von Bäumen, Tamarinden, Akazien, Boabobs standen inmitten des rotbraun gesengten Bodens, dem die spitzen Bauten der Termiten ein groteskes Aussehen verliehen. Diese zerstreuten Baumgruppen bargen auch einen großen Nachteil für den Reisenden in sich; sie beeinträchtigten nämlich die freie Sicht.

Frederick Johnston saß ab und tränkte sein Pferd im Zambesi. Hierauf suchte er sich ein schattiges Plätzchen aus und ließ sich nieder. Er bedauerte es sehr, kein Pferdefutter mitgenommen zu haben, denn Jinny, auf das spärliche Gras am Flußufer angewiesen, zeigte sich mit so frugaler Kost recht unzufrieden. Indessen machte sich der junge Mann nicht viele Gedanken darüber, sondern schlief — o glückliches Vorrecht der Jugend! — alsbald ein.

Im allgemeinen ist es kein angenehmes Schlafen, wenn mit der steigenden Sonne die Hitze in einem geradezu unheimlichen Maße zunimmt. Träume sind die unliebsame Folge davon, und zwar keineswegs Träume angenehmer Natur, sondern solche von unangenehmer Beschaffenheit. Es ist genau so, wie wenn man mit vollem Magen unter die Decke kriecht. Und so träumte auch Frederick Johnston wunderliches und krauses Zeug zusammen. Er hatte sich kopfüber in ein Unternehmen gestürzt, dessen glücklicher Ausgang noch keineswegs feststand, und die Ungewißheit, die ihn erfüllte, spiegelte sich in den Traumbildern wieder. Er war auf der Reise inmitten der mörderischen Kalahari, hungerte und durstete, sah sich sterbend am Boden liegen und beobachtete stieren Auges die kreisenden Geier in den blauen Lüften. Oder er jagte auf Jinny dahin, verfolgt als Räuber und Bandit. Dodds Warnung gewann unheimliches Leben; er sah den soliden Querbalken, an dem ein festes Seil baumelte, das man ihm gerade um den Hals legen wollte.

„Teufel, hat der Mann einen festen Schlaf!" sagte eine rauhe, merkwürdig bekannte Stimme.

Frederick Johnston hob die Lider und blinzelte. Das Sonnenlicht blendete ihn. Hierauf öffnete er die Augen, schloß sie aber sogleich wieder. Der Traum, der ihn äffte, war doch zu blöd. Es war doch nicht gut möglich, daß sich Mr. Dodds rissiges Savannengesicht grinsend über ihn beugte. Eine höllische Truggestalt, die aber den Vorzug hätte, ein Traumgebilde zu sein.

„Sie können ruhig die Augen aufmachen, Sie", sagte da dieselbe Stimme.

Und Frederick Johnston ermunterte sich völlig, um zu sehen, daß der vermeintliche Traum die unangenehmsten Wirklichkeitsformen angenommen hatte.

Durch das lichte Blattwerk der Akazie, unter der Frederick Johnston lag, fielen die Sonnenstrahlen gleich Pfeilen auf den Boden, wo sie grotesk hüpfende Figuren bildeten. Und inmitten dieses Wechsels von Schwarz und Weiß kauerte Mr. Dodd und hielt einen Revolver in der Hand, dessen Lauf in peinlichster Weise direkt auf die Stirn des Erwachenden gerichtet war. Ueber sein faltiges Buschmannsgesicht flog ein breites, behagliches Lachen, das eine besondere Bedeutung gewann, wenn man beobachtete, wie sein Zeigefinger am Züngel der Waffe herumspielte. Frederick Johnston fand es wenig angenehm, in die Mündung des Revolvers zu sehen. Zwar war das nur ein schwarzes Loch, nichtsdestoweniger gab es keine schlagenderen Argumente. Und hinter Dodd standen ein halbes Dutzend Kerls, die Frederick Johnston halb so unsympathisch gewesen wären, wenn sie statt der Polizeiuniform gewöhnliche Anzüge getragen hätten. Die Tatsache, daß sie Korkhelme auf den Dickköpfen und Gummiknüppel in den Händen trugen, ließ sich leider nicht wegdisputieren.

„Ausgeschlafen?" fragte Mr. Dodd in mitfühlendem Ton. „Hoffentlich gut geträumt, Sir."

Johnstons Hand zuckte nach dem Gürtel.

„Lassen Sie das", mahnte Dodd väterlich. „Selbst wenn ich Ihnen Ihr Schießeisen und auch das meine, das Sie mir nachts geklaut haben, nicht abgenommen hätte, würden Sie doch nicht dazu kommen, zu schießen. Ich bin nämlich ziemlich flink, Sir."

Frederick Johnston seufzte und warf einen finsteren Blick auf die Bobbys.

„Ich hielt es für gut, mir diese Gents als Assistenz mitzunehmen", erklärte Mr. Dodd. „Sonst pflege ich derlei Dinge allein zu erledigen. Sie haben mir aber in der Art, wie Sie die Sache anpackten, Respekt eingeflößt. Eine teuflisch schlaue Idee, die Isolatoren abzuschießen, Sir."

Johnston grunzte.

(Fortsetzung folgt)

Unpolitische Chronik

Neuß, 10. Februar 1935

Gut Ding wird sich bessern.

Am vergangenen Samstag haben wir im Städtebundtheater erlebt, wie sehr die Neußer guten Rates empfänglich sind; da wurde nämlich in einer Weise Beifall geklatscht, als die Zähmung einer Widerspenstigen vorgeführt wurde, daß wir annehmen müssen, unsere Künstler sind nun zufrieden mit uns. Das haben sie zwar noch nicht gesagt oder sagen lassen, aber es ist doch wohl anzunehmen, daß sie nun nicht noch mehr an Beifall haben wollen; denn sonst könnte es leicht passieren, daß die lieben Neußer für die Folge solange klatschten, bis die Theaterleute eine Zugabe geben müssen. Als Beitrag zu diesem Kapitel setzen wir eine Einsendung hierher:

„Lieber Herr Diaz!

In Ihrer Theaterkritik vom letzten Montag über „Der Widerspenstigen Zähmung" lassen Sie die Frage offen, ob es Ihrer inständigen Bitte um reiche Beifallsbotierung im Theater zuzuschreiben ist, daß so heftig im Theater geklatscht wurde, oder dem Umstande, daß namentlich die Männer so demonstrativ geklatscht hätten, weil da eine Yantippe zum Gehorsam und zur Unterwürfigkeit gezwungen wurde. Ich bin eine Frau und ich habe es beobachtet, daß namentlich die Männer sich fast überschlugen, wenn ein Akt zu Ende war; Sie werden schon bei der nächsten Aufführung sehen, wie sehr ich Recht hatte. Die Männer haben direkt boshaft laut und lange geklatscht, obwohl wir uns durchschnittlich wirklich nicht in der Darstellung der wilden Katharina getroffen zu fühlen brauchen. Wahrscheinlich wird uns nächstens Gelegenheit gegeben sein, mit gleicher Münze heimzuzahlen, wenn einmal wieder die Zeche von der anderen Seite, dem sogenannten „starken Geschlecht" auf der Bühne bezahlt werden muß.

Unterschrift".

Ja, nun sind wir aber wirklich darauf gespannt, wie sich dieser Wettstreit weiter entwickeln wird; allenfalls brauchen ja die Künstler nichts von den Nebengründen des lauten Beifalles zu wissen; denn nicht zuletzt sind sie es ja, die sich durch ihre Darstellung das Klatschen erspielen. Selbst dann, wenn auf die Dauer der Grad des Beifalles von der Tendenz abhängig wird, wer denn im Stück der Hereingefallene ist, wollen wir die Steigerung als einen schönen Fortschritt hinnehmen, der sicherlich dem Theater im Ganzen zugutekommen soll; erst wenn wir soweit sind, daß die ehrwürdigen Räume des Zeughauses die Erschütterung nicht mehr vertragen, dann wollen wir anfangen, abzublasen. Bis dahin ist aber noch viel Zeit.

* * *

Erinnerung an die Wildschweinjagd.

Die Erinnerung an den November 1932 wurde wach, als ich dieser Tage einen Bericht darüber las, was sich in Kreuznach zugetragen hat; da hatte sich ein Wildschwein bis in die freundliche Badestadt verirrt und wurde erst nach langer Jagd, nachdem die wilde Bestie allerlei Unheil angerichtet hatte, erschlagen.

Im November 1932 brach bekanntlich gleich ein ganzes Rudel Wildschweine in unsere friedliche Stadt ein, und besichtigte sogar eingehend das Hafengelände. Auch das Ende wird noch bekannt sein, wie die Polizei mit dem Ueberfallkommando auszog und den Bestien zu Leibe rückte. Schließlich wurden die Tiere dann, soweit sie sich in unseren Gefilden ansiedeln wollten, weidgerecht erledigt, und nicht mit dem Knüppel erschlagen. Diesen Unterschied zwischen Kreuznach und Neuß in aller Bescheidenheit festzustellen, ist der Zweck dieser an sich überflüssigen Zeilen.

Vielleicht aber regt diese Erinnerung auch noch einmal die beteiligten Jäger und Jager an, von dieser Moritat aus dem November 1932 noch einmal zu singen und zu sagen, zumal wahrscheinlich Wildschweine nicht noch einmal so rasch nach Neuß kommen werden; denn bekanntlich sind von dem Rudel ja mindestens zwei noch in die Eifel zurückgekehrt, und sie werden dorten wohl gemeldet haben, wie unerfreulich sie in Neuß empfangen worden sind. Später werden wir dann zu jenen ältesten Leuten gehören, die den Enkeln und Urenkeln erzählen können, wie damals 1932 die letzten Wildschweine in Neuß waren, und wie sich da eine große Angst und Not erhob, sodaß es auf einmal auch für die Polizei erlaubt war, ohne Jagdschein zu jagen.

* * *

Der Hund wird verzogen.

Die englische Polizei hat so ihre speziellen Sorgen; dieses Mal ist die Londoner Polizei auf den Hund gekommen und will etwas dagegen tun, daß die Londoner Hunde so viele Verkehrsunfälle hervorrufen; was auch die Menschen nur sehr schwer gelernt haben, das scheint den Londoner Hunden immer noch große Schwierigkeiten zu machen: sie überqueren in allerletzter Sekunde die Fahrbahn, und dadurch kommt es, daß auf diese bekannte Art häufig Unfälle entstehen. Dieser Tatsache soll die Einrichtung einer Hundeschule steuern; in dieser Hundeschule sollen befähigte Tiererzieher kostenlos den Londoner Hunden die Spielregeln des Verkehrs beibringen.

Offenbar sind also die Londoner schon viel weiter, als etwa die Neußer Polizisten, die vorläufig noch immer nicht mit der Erziehung der Menschen fertig sind. Sollte es sein, daß eines Tages auch in Neuß Hundeerziehung geplant werden sollte, dann möchten wir uns doch ausgebeten haben, daß zuerst einmal der Leidenschaft gewisser Hunde gesteuert wird, die mit so großer Vorliebe für Körbe und andere Behältnisse an den Türen der Geschäfte und auf dem Wochenmarkt tätig sind.

* * *

Russische Literatur-Zensur vor Fakta.

In Rußland müssen alle Erzeugnisse der Literatur die strenge Zensur passieren, auch natürlich dann, wenn es sich um Uebersetzungen aus fremden Sprachen handelt. Alles muß aus dem Schrifttum entfernt werden, was den russischen Prinzipien von heute Abbruch tun könnte.

Da habe ich dieser Tage eine herrliche Blüte dieser Zensur gelesen; diese Blüte blüte in der Rubrik „Unwahrscheinlichkeiten" des „Berliner Tageblatts".

„Ein Sowjetzensor fand in einem Aufsatz den Satz: „Durch das Fenster kam ein Marienkäfer geflogen". Nun heißt aber im Russischen Marienkäfer: bojija korowka, was wörtlich übersetzt: Gottes Kuh heißt. „Wieso Gottes?" entrüstete sich der Zensor. „Wieder kommt diese Mystik hoch, wieder wird hier religiöse Propaganda getrieben — —" Er strich kurz entschlossen das Wort „Gottes" aus, und nun hieß der Satz: „Durch das Fenster kam eine Kuh geflogen."

Auch das „Deutsche Nachrichtenbüro" weiß von einer ähnlichen Begebenheit aus Rußland zu melden, aus der allerdings hervorgeht, daß man in Rußland gnädiger ist, wenn es sich nicht gerade um Propaganda für Gott handelt.

Im sowjetrussischen staatlichen Musikverlag war das Lied vom „König in Thule", Text von Goethe, Musik von Franz von Liszt, erschienen. Das Gedicht hatte sich Aenderungen gefallen lassen müssen. So war das Wort „König" gestrichen worden. Es hieß: „Es lebt ein Alter in Thule". Das Gedicht war nach der Ansicht des Leiters des sowjetrussischen Staatsverlages monarchistisch, imperialistischer Tendenz und somit unvereinbar mit der sowjetrussischen Weltanschauung.

Die Sowjetregierung, besonders der Volkskommissar für Kunst, Bubnow, hat nun aber diese Aenderung beanstandet. Sie veranlaßte die sofortige Wiederherstellung des ursprünglichen Textes des Goetheschen Gedichtes. Die vom Musikverlag herausgebrachten 25 000 Exemplare des Gedichtes wurden sofort eingestampft. Die Leitung des Musikverlages wurde ihrer Aemter enthoben.

* * *

„... gestattet sich, Ihnen Vorschlag zur Flinzenjagd einzureichen!

Es gibt Leute, die kaufen sich Flugzeuge, um in den Tropen von der Luft aus auf Großwild zu jagen. Es gibt Leute, die jagen im Rennmotorboot über die Seen und schleppen dabei eine Angel mit Köder hinter sich, um auf diese Weise Fische zu fangen. Es gibt unzählige Möglichkeiten, das Geld im großen Bogen aus dem Fenster zu werfen, um der Jagdleidenschaft auf besonders originelle Weise zu frönen.

Aber daß man auch zu Hause im behaglichen Zimmer auf die Jagd gehen kann, und zwar völlig waidgerecht, das zu entdecken, blieb einem französischen Schriftsteller namens Verlime vorbehalten. Er hat ein 200 Seiten starkes Lehrbuch verfaßt und dieser Tage veröffentlicht, das den Titel trägt: „Die Kunst des Fliegenfangens". Verlime führt darin in aller Anschaulichkeit aus, wie man sich zu verhalten habe, wenn man eine Fliege mit der bloßen Hand erwischen will. Und daß man sie mit der bloßen Hand erwischt, daß ist die Hauptbedingung bei dem neuen Jagdsport. Ebenso wichtig ist es aber auch, daß die gefangene Fliege völlig unversehrt bleibt und nicht etwa Verletzungen an den Flügeln davonträgt. Dem Leser wird es einleuchten, daß der waidgerechte Fliegenjäger Gift und Fliegenleim als unter seiner Würde ablehnt. Ebenso verschmäht er es auch, Pürschgänge an der Fensterscheibe zu machen. Ihm kommt es darauf an, Fingerfertigkeit und Geistesgegenwart zu üben.

Wie der Jäger mit der Flinte, muß er auch Geduld besitzen. Stundenlang muß er vor dem Zimmertisch auf dem Anstand hocken und darauf warten können, bis ihm sein Fliegenwild Fangmöglichkeit bietet. Man sieht — der neue Jagdsport ist dazu angetan, edelste menschliche Tugenden zu fördern. Und so kann man nur hoffen, daß sich der Gemeinde der Fliegenfänger all die Leute anschließen, die mit ihrer Zeit nichts besseres anzufangen wissen!

Darüber hinaus aber ergeben sich insgesamt neue und gewaltige Perspektiven; wie nämlich der Jäger zu einer gewissen Zeit des Jahres seine Treibjagden mit Einladungen an seine Jagd- und andere Freunde durchführt, falls er ein eigenes Revier hat, so wird man in die an sich etwas kärglich gewordenen Gepflogenheiten der Geselligkeit prachtvoll beleben können, indem man zu Fliegentreibjagden einlädt, oder zu Preisfliegenjagden, wobei die Strecke genau sortiert werden müßte und der erfolgreichste Jäger zum Jagdkönig erklärt werden könnte. So käme dann auch das schöne Lied „Schrumm, als wedder en Fleg' kapott..." zu neuen Ehren, und die Hygieniker würden ihre Freude erleben, da man ja bekanntlich die Fliegen mit dem häßlichen Verdacht belastet, daß sie Bazillenträger und Verbreiter von Krankheiten sind.

Immerhin sollte man den Gedanken mit den Fliegenjagden nicht als absurd oder als Zeichen besonderer Langeweile bezeichnen; richtig organisiert könnten sie ein männlicher Sport werden, der eine große Zukunft haben müßte, zumal man dafür keinen Jagdschein braucht.

* * *

Es geht auf den „Fastelovend" zu!

Mehr und mehr setzen sich auch die fastelovendschen Vorzeichen in Neuß und Umgebung durch; wir sehen es an den Bekanntmachungen in der Zeitung und gelegentlich auch auf der Straße, wo da oder dort im abendlichen oder nächtlichen Bild gelinde oder weniger gelinde Zeichen des Fastelovends sichtbar sind; oft kann man auch davon hören, indem der offenbar sehr langlebige „treue Husar" oder sonstige alte Gesänge vernehmbar werden.

Ueber Sinn und Zweck und Inhalt des Karnevals kann man natürlich gut verschiedener Meinung sein; die Jugend und nicht nur diese scheint wieder mehr Gefallen daran zu bekommen, als früher, da ja auch in vielen Jahren kein besonderer Anlaß zu gesteigerter Lebensfreude dieser Art vorhanden war; welches Jahr und welche Zeit nun besonders geeignet zum Karnevalfeiern sind, das ist ebenso schwer zu sagen, wie etwa auch die Frage zu lösen ist, ob die Alten Recht haben, wenn sie sooft abraten zu müssen glauben.

Wir können sie leicht widerlegen, wenn wir ihnen ihre eigene Aktivität von früher vorhalten, wie sie es „vielleicht noch viel toller getrieben". Niemand wird rechte Freude mißgönnen und niemand wird etwas dagegen haben, wenn auch in Neuß der Karneval wieder in Ehren zu Ehren kommt. Diese lange Einleitung war wieder einmal notwendig, um das Fundament und die Voraussetzung bei den Lesern zur Preisgabe folgender Einsendung zu schaffen:

„Lieber Chronist! Sie würden dem wiedererwachenden Neußer Karneval einen Gefallen tun, wenn Sie einmal auf Ihre Art an das Grundmotto guten heimatlichen Karnevals erinnern wollten, das da lautet: „Von Zoten frei die Narretei!" Die Gegenwart beruft sich beim Karnevalfeiern immer auf das Alter, das vor dem Kriege in dieser Hinsicht besonders tätig und vergnügt gewesen sein soll. Dem braucht man nicht zu widersprechen, weil es nachweisbar wahr ist. Vor kurzem bin ich aber einmal in einer sogenannten „Karnevalsitzung" gewesen, die nur noch wenig mit der Art von früher, Karneval zu feiern, zu tun hatte. Das bezieht sich auf die vielen Ein- und Zweideutigkeiten, die da zum Besten gegeben wurden. Wenn Sie die Courage haben, in diesem Sinne einmal vorzustoßen, dann würden Sie sich den Dank aller jener verdienen, die in karnevalistischer Redeschlacht mehr als eine billige Gelegenheit sehen, einmal ungestraft und vor großem Publikum aus der Rolle zu fallen. Es hat mit Muckertum oder Spießertum nichts zu tun, wenn da zeitig gebremst wird, ehe der Karneval in eine Senke rutscht, aus der er sich dann so rasch nicht mehr erheben würde. Es ist mir durchaus bekannt, daß Entgleisungen auf diesem oder jenem Gebiete nicht an der Tagesordnung sind, und man muß auch zur Ehre der Gesellschaften sagen, daß sie auf diesem Gebiete die angekündigte und obengenannte Devise achten und beachten; dennoch aber glaube ich — gerade im Sinne der wohlgeleiteten Veranstaltungen — dem sauberen guten Witz und Humor das Wort reden zu müssen, ehe sich wieder gewisse Kreise (das Wort „Kreise" bitte ich nicht falsch zu verstehen!) in der auch früher schon einmal beobachteten Ablehnung verkapseln, die von Witz und von der Fröhlichkeit andere Vorstellungen haben, als solche, die mir als altem Anhänger des Neußer Karnevals durchaus mißfallen.

Neuß nennt sich so oft die treue Tochter Kölns; was den Fastelovend anbelangt, muß da Neuß noch sehr viel von Köln lernen; und gerade auf dem Gebiete des wirklichen Humores ohne Anzüglichkeiten erweist sich erst der Meister als Könner. Wenn die neue Zeit manche Zeitschriften und Blättchen hinweggefegt hat, die wie Gift gewirkt haben, so kann ich mir nicht denken, daß diese nun zuweilen ausgerechnet im Karneval durch das gesprochene Wort abgelöst werden sollen. Das ist sicher nicht im Sinne der neuen Zeit!

Sehr werter Herr Chronist. Ich weiß nicht, wie Sie das etwas heikle Thema behandeln wollen; aber Sie werden schon die Sache richtig machen, und ich sehe es kommen, daß Sie sich gerade mit diesem Eintreten für den Fastelovend im guten alten Sinne den höchsten Orden verdienen werden, den der Prinz Karneval, der wirkliche Prinz, nicht der Faun, zu vergeben hat.

Unterschrift."

Nun, das Schreiben ist so taktvoll und so klug aufgesetzt, daß ich es so, wie es hier ist, abdrucken will. Ob es dann allerdings zu dem Orden langen wird, das ist unwesentlich, es würde mir genügen, daß die Einsendung auch im Sinne der Leute ist, die den Fastelovend in Neuß machen. Und dessen müßten wir ja doch eigentlich sicher sein; jedenfalls zweifele ich nicht daran, daß es so ist.

* * *

Wenn der Einbrecher Pech hat.

In St. Cloud bei Paris ist dieser Tage eine Sache passiert, die man, wenn sie im Film oder Theater zu sehen wäre, als reichlich übertrieben oder als vollkommen unwahrscheinlich ablehnen würde.

Ein Einbrecher war da nächtlicherweise in einen Besitz eingestiegen, um dort eine fürchterliche Musterung unter den Gegenständen abzuhalten, die so von Leuten dieses Faches bevorzugt werden. Mitten in der Arbeit wurde er jäh gestört; der Hausherr kam wieder, und da der Einbrecher offenbar nicht vorhatte, sich mit Gewalt einen Weg aus der Villa heraus zu bahnen, so kam er auf die an sich originelle Idee, schnell in eine Ritterrüstung zu schlüpfen, die in einem Gartenzimmer aufgestellt war. Der Herr Einbrecher-Ritter hatte auch noch Zeit genug, diesen nicht alltäglichen Schlupfwinkel zu beziehen, aber an diesem Punkte hört auch das Glück auf: als der Hausherr gerade an der neugefüllten Ritterrüstung vorbei kam, da fiel der Einbrecher in seiner ganzen ritterlichen Schönheit von dem niedrigen Postament, mitten in die Arme des Hausherrn, der zwei Freunde mit nach Hause gebracht hatte.

Da es den Heimgekehrten offenbar ein bißchen riskant war, den Herrn Ritter zuerst aus der Panzerung herauszuschälen, so banden sie den Ritter und lieferten ihn der telefonisch herbeigerufenen Polizei aus.

Diese wird für die fröhliche Abwechselung in des Dienstes ewig gleichgestellter Uhr sehr dankbar gewesen sein. Denn die Zeiten, da richtige Ritter auf die Wache gebracht wurden, liegen ja immerhin ziemlich weit zurück; in das Wachbuch wurde dann eingetragen: eingeliefert eine Ritterrüstung, Inhalt: Einbrecher.

Der Ritter selbst soll sehr ärgerlich gewesen sein.

Diaz.

Der korrigierte Brehm.

Krokodile wollen nicht weinen.

Es ist gewiß etwas Schönes um die Naturwissenschaften, und mancher Laie, der sich für ein oder das andere Gebiet interessiert, hat durch seine Studien oder Versuche der Forschung schon recht wertvolle Dienste geleistet. Allerdings, ehe man sich an solche Versuche macht, soll man sich die Sache erst richtig überlegen. Das hatte offenbar jener Besucher des Londoner Zoologischen Gartens nicht gründlich genug getan, der einmal etwas über Krokodilstränen gelesen halte und diese Ergüsse aus den Augen der großen Reptile gar zu gern einmal mit eigenen Blicken gesehen hätte. Langandauernde Beobachtungen im Reptilienhaus hatten zu keinem Ergebenis geführt, keins der zahlreichen Krokodile fand sich bereit, auch nur die kleinste Träne zu weinen. Nun, dann muß man eben nachhelfen, dachte sich der Wißbegierige. Er verschaffte sich einige Tränengasbomben und ließ diese in dem Raum, der die großen Echsen beherbergte, fallen, als er gerade von zahlreichen Besuchern gefüllt war. Keiner der Menschen konnte sich der Wirkung des Gases entziehen, bei keinem blieb ein Auge trocken, nur auf die Tränendrüsen der Krokodile machte das Gas nicht den geringsten Eindruck. Ueber die Frage, ob diese Tiere nun wirklich die berühmten Krokodilstränen vergießen oder nicht, hat der Naturfreund nunmehr Gelegenheit, hinter schwedischen Gardinen nachdenken zu können.

Hund kämpft mit einem Otter.

Während der Fischotter bei uns verhältnismäßig selten geworden ist, trifft man ihn in Ungarn noch häufiger. So war ein interessantes Ereignis möglich, dem kürzlich der Fürst Viktor Sulkowski beizuwohnen Gelegenheit hatte. Auf einem Jagdgang in Szabaton wurde sein Hund plötzlich unruhig und war im nächsten Augenblick auch schon in einem nahen Dickicht verschwunden. Dem daraus hervordringenden Lärm nach zu urteilen, mußte er mit einem größeren Tier handgemein geworden sein. Sein ihm nacheilender Herr fand seinen treuen Begleiter denn auch in einem wütenden Kampfe mit einem großen Fischotter. Da der Fürst, wollte er nicht möglicherweise den Hund treffen, von seiner Büchse keinen Gebrauch machen konnte, griff er zu einem starken, am Boden liegenden Baumast, um dem schwer bedrängten Hunde zu helfen. Dank dieser Unterstützung gelang es dem Tiere nach einiger Zeit, seinen Gegner zu erwürgen. Interessant ist bei diesem Fall die Frage, wie der Otter, der nur aus dem zehn Kilometer entfernten Flusse Sio stammen konnte, sich eigentlich ernährt hat, da er seine gewöhnliche Nahrung, Fische, auf dem festen Lande kaum vorfinden konnte.

Die Tante, die gern Karten spielte

Von Jan Walch

„In der nächsten Woche kommt Tante Erna", sagte Vater, als das Mittagessen beendet war. Er sagte es in so munterem Tone, daß es dem kleinen Willy auffiel. Und plötzlich entfuhr es ihm: „O weh!"

Mutter sagte nichts, senkte nur den Kopf. Und ihrem Töchterchen Ella kam es so vor, als ob sie ein Lächeln der Genugtuung verbarg.

Der Vater sah überrascht auf. Dann sagte er entrüstet: „Was soll das bedeuten?"

„Nun ja . . ." Willy fühlte sich verwirrt in seinen eigenen Gefühlen. Um so lauter polterte seine Stimme los: „Ich kann sie nicht leiden!"

Mutter hob ihren Kopf, blickte verstohlen ihren Mann an, wie in geheimem Einverständnis. Willy, doch etwas ängstlich vor den Folgen seines Ausfalls, sah es nun auch. Schon war er im Begriff, triumphierend seine geräuschvolle Kritik näher zu erläutern, als ein Blick des Vaters ihn in seine Schranken zurückwies.

„Seit wann urteilen Kinder so über erwachsene Menschen?"

Willy schwieg. Seine lebhaften, dunklen Augen blickten jetzt schräg fort, nach dem Hebekran, den er auf dem Tisch am Fenster gebaut hatte. Sanft begütigend sagte die Mutter: „Geht nur an eure Arbeit, Kinder, und . . . du weißt doch, Willy, daß man so nicht sprechen darf. Tante Erna ist sehr lieb . . ."

Es kostet sie selbst Mühe, das zu sagen, stellte Willy bei sich fest. Aber er murmelte nur höhnisch und noch ein bißchen ängstlich: „Lieb . . ."

„Genug", sagte der Vater. „Kein Wort mehr."

*

Tante Erna war kurz vor den Feiertagen eingetroffen. Es schien, als ob ihr Wesen mit zunehmendem Alter immer strenger und unduldsamer wurde. Kerzengerade saß sie den ganzen Tag am Fenster; ihrem scharfen Blick entging nichts, das zu einer Bemerkung Anlaß bieten konnte. Ihre Kräfte hatten nicht abgenommen: nach Tisch ruhen nannte sie eine überflüssige Angewohnheit des verwöhnten jüngeren Geschlechts. So kam auch die Frau des Hauses um ihren kurzen Mittagsschlaf. Zwar schlummerte Tante selbst nach dem Essen im bequemsten Stuhl am Kamin immer ein bißchen ein, aber dessen schien sie sich kaum bewußt zu sein. Wenn sie dann aufwachte, sagte sie regelmäßig: „Wir spielen heute ein bißchen Karten, nicht wahr?"

Niemand wagte zu widersprechen. „Gut", sagte die Mutter ruhig, „aber erst wollen wir Tee trinken."

Nach dem Tee fing es dann an. Die Kinder durften mitspielen. Was sie unter gewöhnlichen Umständen sehr amüsant gefunden hätten, machte ihnen jetzt wenig Spaß, denn sie fühlten instinktiv, daß es eine Art Verpflichtung war. Und manchmal regte sich namentlich in dem Knaben die Lust zu etwas Unerlaubtem, zu offenem Widerstand gegen den Tyrannen, der dort aufrecht und ewig nörgelnd am Tisch saß.

„Gerade sitzen, Willy", rief die Tante, wenn sie nichts anderes zu tadeln fand.

Sie spielten, und es dauerte, wie immer, quälend lange, bevor Tante wußte, was sie mit ihren Karten anfangen sollte. Vater und Mutter warteten mit der gewohnten ruhigen Ergebung, wenn die Tante eine Karte abgenommen hatte und überlegte, was sie tun sollte, die Kinder rutschten unruhig auf ihren Stühlen hin und her. Willy war nahe daran, in Schluchzen auszubrechen, aber er beherrschte sich. Plötzlich flog er auf, sah starr nach der Tante, die eine Karte abnahm. Hatte sie nicht soeben erst eine genommen?

Er sah aufmerksam zu. Bemerkte, daß Vater und Mutter geradeaus, ein bißchen nach oben blickten, hoch über den Tisch hin, als ob die Bilder an der Wand sie besonders fesselten. Ein seltsames Gefühl beschlich ihn, es war beklemmend still, niemand sprach ein Wort.

Auf einmal fiel ihm etwas Ungewöhnliches in Tantes Gehaben auf. Ganz anders wie sonst, nicht starr und eigensinnig, sondern nervös und unsicher druckste sie an einem Häufchen Karten, nahm drei zugleich . . . Na nu?

Sie betrachtete sie, drehte sie, scheinbar unabsichtlich, aber sehr ungeschickt um, legte sie wieder hin, nahm die mittelste heraus . . . Niemand von den andern schien etwas zu merken . . . Willys Lustlosigkeit war völlig verschwunden. Aufrecht saß er da und starrte wortlos die Tante an, zu heftig erschüttert, um etwas sagen zu können. Tante, ein erwachsener Mensch, die strenge Tante, die nie zufrieden war und ihnen alles verbot — die spielte falsch!

Konnte das wahr sein? Falsch spielen, das war etwas, dessen man sich untereinander nur im Scherz beschuldigte . . Das war etwas aus der Welt von Gaunern und Betrügern . . .

Mit stillen, entsetzten Augen schaute er zum Vater. Begegnete dessen Blick. Einem beschwörenden Blick. Auf einmal fühlte er es: Vater und Mutter hatten es auch gesehen, die wußten es; wußten es schon lange . . . Böse, strafend sah Vater nicht aus, nur ernst und als ob er ihn dringend ermahnte: Nicht aufbrausen, mein Junge, wir müssen dieses Geheimnis zusammen bewahren . . . Nichts sagen, hörst du?

Mechanisch blieb er regungslos sitzen. Mechanisch spielte er seine Karte aus, als er an der Reihe war, gelassen . . . Der Vater sah ab und zu verstohlen zu ihm hin. Er fühlte, was in Willy vorging; er fühlte, daß sein Junge sich schämte . . .

Das Spiel war aus. Tante hatte es gewonnen. Jeder wartete still auf die Fortsetzung. Es war Tantes Sache, diese anzukündigen.

„Kinder", sagte sie, aber nicht im Tone großen Eifers, mit dem sie sonst ihren Willen zu erkennen gab, „wir machen noch ein Spiel, nicht wahr?" Und sie raffte die Karten zusammen, um zu geben.

Da stand Willy plötzlich auf.

„Ich spiele nicht mehr mit", sagte er hastig.

Vater sah ihn starr an.

„Ich bin müde", sagte Willy matt. „Ich möchte zu Bett gehen."

Und mit ernster, aber freundlicher Stimme sagte der Vater:

„Geh dann nur, mein Junge."

Die Mutter sah erstaunt drein. „Er sieht wirklich müde aus", meinte der Vater, „und es sind Ferien. Er soll sich ausruhen."

„Gute Nacht", sagte Willy und eilte nach der Tür. Sonst ging er zu jedem, um ihm einen Kuß zu geben. Das konnte er heute nicht. Tante einen Kuß geben! Er errötete bei dem Gedanken, senkte, wie beschämt, wieder den Kopf.

Es herrschte eine seltsame Stille im Raum, als er draußen war.

„Komische Anfälle hat so ein Junge", sagte Tante mit ihrer schrillen Stimme.

„Ach ja", entgegnete der Vater kühl, „ältere Leute haben auch manchmal komische Eigenheiten."

Tante hörte etwas Besonderes in der Stimme, als drohte ihr darin ein Angriff.

Man beschloß, nicht weiter zu spielen.

Als der Vater zu seinem Sohn ins Zimmer trat, lag er regungslos mit großen, offenen Augen im Bett.

„Schlaf gut, mein Junge, und ruh dich ordentlich aus!"

„Ja, Vater", antwortete eine heisere Stimme.

Vater legte ihm die Hand auf den Kopf.

Langsam begann Willy zu schluchzen.

„Sei nur still, Kind", sagte der Vater. „Wir sprechen später noch einmal darüber. Es ist nicht so schlimm wie du denkst. Glaub Vater nur. Aber das kannst du jetzt noch nicht verstehen."

„Ich spiele nie wieder mit ihr", schluchzte der Knabe leidenschaftlich.

„Das brauchst du auch nicht. Wir werden schon eine Ausrede finden. Und später werde ich dir das alles erklären. Du mußt dir jetzt nur das eine gut merken, daß Tante eine arme, einsame alte Frau ist. Das mußt du bedenken, auch wenn sie nicht nett ist. Willst du mir das versprechen, Willy? Um mir eine Freude zu machen?"

„Ja, Vater", sagte er, sein Schluchzen unterdrückend.

„Dann gute Nacht, mein Junge."

„Gute Nacht, Vater."

Aber er konnte lange nicht einschlafen. Die Erschütterung war zu groß. Ein erwachsener Mensch, eine Tante, die . . .

Es war unbegreiflich. Gab es solche Dinge in der Welt, dicht in seiner Nähe?

In Dur und Moll

Musiker-Anekdoten, gesammelt und neu erzählt von **Otto R. Gervais**

Felix Mottl stand am Anfang seiner Karriere und verdiente sich sein Musiker-Brot als Korrepetitor in Bayreuth, wo ja viele Dirigenten berühmten Namens ihre Laufbahn begannen. Aber Mottl hatte noch einen anderen Ehrgeiz: er komponierte. Gerade als die Uraufführung des „Ring" unter Wagners Leitung 1876 einstudiert wurde, hatte Mottl seine Jugendoper „Agnes Bernauer" vollendet. Natürlich wagte er es nicht, sie dem Meister vorzulegen, obwohl es sein brennendster Wunsch war, wenn Wagner sich zur Partitur geäußert hätte. Hintenrum erfuhr der Meister von dem Opus seines Musikers, und bei einer Probe fragte er ihn dann:

„Sie haben eine Oper geschrieben?"

„Jawohl, Meister."

„Nu, dann lassen Sie mich sie sehen."

„Ich werde mir erlauben, Ihnen die Partitur nach Wahnfried zu bringen."

„Nee, zuerst das Textbuch."

Mottl hatte den Text bei sich und Wagner steckte ihn ein.

Bei den nächsten „Walküren"-Proben erwischte Wagner wieder Mottl und reichte ihm das Textbuch zurück:

„Da haben Sie's wieder. Hab's gelesen. Einfach scheußlich."

„Darf ich Ihnen dann die Partitur bringen?"

„Nee", erwiderte Wagner, „das hat keinen Zweck, denn von Musik verstehe ich nichts; da müssen Sie schon zu Liszt gehen."

*

Als junger Anfänger legte Richard Wagner einst dem berühmten Generalmusikdirektor Spontini der Berliner Oper ein Werk zur Prüfung vor. Der Allgewaltige blätterte flüchtig in der Partitur und meinte dann: „Ja, was wollen Sie denn noch Großartiges komponieren, junger Mann? Kommen Sie zu den Römern, da haben Sie meine „Vestalin", wollen Sie Griechen, so ist da meine „Olympia"; möchten Sie Spanier, so steht mein „Cortez" da, und wollen Sie schließlich Inder, da finden Sie meinen „Nurmahal". Also was?"

„Sie sind in deutschen Diensten, Meister", meinte Wagner, „aber wo sind die Deutschen? Die haben Sie wohl mir überlassen?!"

Spontini war Wagners Freund nicht mehr.

*

Ludwig Karnath erzählt ein lustiges Stückchen von Johannes Brahms auf der Wohnungssuche. Denn es dauerte für den Musiker von Gottes Gnaden immerhin einige Monate, bis er solche Wohnung fand, die er bis an sein Lebensende nicht mehr verließ. Der Meister hatte traurige Erfahrungen mit den Wirtinnen und Vermieterinnen gemacht. So griff er, der polternde Mann von der Wasserkante, zu einer List, die auch zum Erfolg führte. Er wollte nämlich eine Wohnung, die ohne alle Klaviere, Grammophone, Leierkästen und Drehorgeln in der Umgebung war. Meistens logen ihm die Wirtinnen das Gegenteil vor, und so beschloß er, dem es durchaus nicht lag, „raffiniert" vorzugehen. Sobald ihm eine Wohnung zusagte, richtete er an die Vermieterinnen die Frage:

„Alles schön und gut, liebe Frau, aber ich höre für mein Lebtag gerne Musik; wie steht es damit?"

„O, mein Herr", antworteten die Wirtinnen meistens und lachten ob der Einfalt, „da dürfen Sie ganz beruhigt sein, hier über uns steht ein Klavier, neben uns wohnt ein Posaunenbläser, unter uns wohnen überall wohltätende Leute, die ihre Töchter Klavier lernen lassen, und dann kommen fast jeden Tag vor- und nachmittags Drehorgelmänner. Also Sie werden Musik haben, mehr als Ihnen lieb ist."

Mehr wollte Brahms ja niemals wissen. Er erklärte, wiederzukommen und zog dann wochenlang in Straßen mit viel Musik vorbei. Schließlich fand er eine ältere Dame, die wahrheitsgemäß gestand:

„Ja, das tut mir leid. Musik dulden wir im Hause nicht und auch die Höfe und Straßen sind totenstill."

Karlsgasse 4 in Wien blieb Brahms dann wohnen, bis sie ihn hinaustragen mußten.

*

Ein guter musikalischer Kenner und Förderer der Musik, Bela Haas, ging eines Tages mit Brahms spazieren. Sie kamen durch den Wiener Stadtpark und blieben vor dem Denkmal Franz Schuberts bewundernd stehen. „Ja", meinte Haas zu Brahms, „in hundert Jahren wird man auf der anderen Seite Ihr Denkmal bewundern, Herr Doktor."

„Lassen Sie die Scherze!" erwiderte Brahms aufgebracht. Doch Haas begann von neuem seine Lobeshymnen, bis der Komponist ihn noch gröber anfuhr:

„Was soll das, he!?"

„Aber lassen Sie mich doch bitte ausreden, Meister", antwortete Haas, „ich wollte sagen, die Leute werden vor diesem Denkmal gegenüber stehen und fragen: „Haben Sie eine Ahnung, wer das ist"?"

Brahms wandte sich ab und eilte davon.

*

Eugen d'Albert geriet einst in Begleitung seiner (dritten) Frau mit Brahms im „Roten Igel" zusammen. Man hatte reichlich gegessen und getrunken als der Komponist des „Tiefland" eintraf. Brahms war müde und grob und flegelte sich auf dem Sofa hin. Der Biograph des Komponisten, Max Kalbeck, machte den Meister auf den soeben eingetroffenen d'Albert und seine neue Gattin aufmerksam. Aber Brahms winkte auf die Bitte Kalbecks, ihm die neue Gemahlin d'Albert vorstellen zu dürfen, ab:

„Ach, laß' man, die überschlag' ich!"

D'Albert heiratete in der Tat hinterher noch zweimal, so daß Brahms recht behielt.

Wer schreibt den schönsten Liebesbrief?

Die Romantik ist noch nicht ausgestorben in Paris — trotz der Schießereien auf dem Place de la Concorde, trotz Stavisky und trotz Prince. Diese Stadt der Liebe und der schönen Frauen weiß dem Wechselspiel des Lebens doch noch die schönsten Seiten abzugewinnen. Da hat man, „New York Herald" zufolge, eben jetzt einen recht merkwürdigen Wettbewerb veranstaltet. Der schönste Liebesbrief sollte prämiert werden. Mehrere hundert Pariserinnen stritten um die Ehre, den schönsten und tiefst empfundenen Liebesbrief geschrieben zu haben. Als Preisträgerin ging eine junge Pariser Schriftstellerin hervor — Marcelle Maurette —, die an ihren abwesenden jungen Gatten einen wirklich entzückenden Brief geschrieben hatte. Der Wortlaut dieses „klassischen" Liebesbriefes ist in den französischen Blättern veröffentlicht worden — als Vorbild für die vielen hundert jungen Mädchen, die das Herz der Männer durch ein beschwingtes Wort erobern wollen. Zu schade, daß der Mangel an Raum es verbietet, dieses Muster eines Liebesbriefes im Wortlaut hier auszubreiten.

MODE UND HEIM

Lieber Männe ...

Ein Kapitel über peinliche Kosenamen

Frauen neigen dazu, die strengen, vielleicht dem Wesen nach nicht einmal zutreffenden Namen ihren nächsten Angehörigen, ihrer Kinder und ihrer Gatten abzuändern, und statt dessen ein gefühlsmäßig entstandenes Wort zu setzen, dessen Entstehung ebenso dunkel wie seine Bedeutung ist, daß aber sehr schnell zum Selbstverständlichen und nie wieder Abzulegenden wird. Und entsprechend der geheimnisvoll vielgestaltigen Einstellung der Frau zum Mann ist es das Uebliche, für den Mann zärtliche, beinah kindliche Kosenamen zu finden, die in den Ohren des (hoffentlich) verliebten Mannes gar nicht übel, vielleicht sogar sehr hübsch klingen, was aber für die Umwelt durchaus nicht der Fall zu sein braucht. Eine Frau kann in diesem Punkte sehr erfinderisch, sehr originell und vielleicht auch sehr geschmackvoll sein — sie kann aber auch ins gröbste und vulgärste Fahrwasser geraten, und sozusagen unter dem Proletariat aller Kosenamen einen herausfischen, den sie ihrem Mann auf Lebzeiten anhängt. Einer der schlimmsten, aber auch verbreitetsten dieser Art ist „Männe". Der Name, den Hunderte von Männern mit Hunderten von Dackeln teilen! Männe in allen Variationen, in „Manni" verwandelt, in Männchen — auf jeden Fall aber in jeder Abart gleich schrecklich. Nicht weniger schlimm sind die anderen Namen, die aus der Zoologie entnommen und mit der Silbe „chen" verkleinert ihren Weg in hundert Ehen gefunden haben: Häschen oder Hasi, Aeffchen und Affi, Spätzchen und Möpschen . . . endlos.

Man kann freilich auf dem Standpunkt stehen, daß es keinen etwas angehe, wie Eheleute untereinander sich betiteln, so oder so. Gewiß nicht, aber diese Namen bleiben ja schließlich nicht dem trauten Alleinsein vorbehalten, sondern sie bürgern sich ein in der weiteren Familie, bei den Freunden, im Büro, bis zum Bäckerjungen beinah, setzt sich so etwas durch. Und zwar mit Windeseile. Und auch das wäre — vielleicht — nicht schlimm, handelte es sich dabei nicht um diese häßliche Verkleinerungsform, die meistens etwas Lächerliches an sich hat, und die Einstellung der Menschen zu dem Betreffenden, der Männe oder Häschen heißt, nicht unbewußt verändert. Sich vorzustellen, daß dieser würdige Herr Professor daheim Aeffi genannt wird —, und daß der Herr Direktor zu Hause von seiner Frau und seiner Mama mit Dickie angeredet wird, — das degradiert gewissermaßen den ganzen Menschen. Und um so mehr, da Kosenamen ja gewissermaßen intimere Charakterisierung eines Menschen sein sollen, denn man nennt schließlich keinen „Herzchen", der es seinem Wesen nach nicht verdient, und man sollte darum auch keinen Möpschen nennen, — der — wenn ihn der Ausdruck schon irgendwie kennzeichnet, ein ganz gewaltiger — Mops ist.

Kosenamen sind also im Grunde keine intimen Bezeichnungen zwischen zwei Menschen, die sich nahestehen, sondern sie nehmen ihren Weg zur Allgemeinheit und gewinnen dadurch eine ganz andere Bedeutung. Sie ermöglichen Fremden, den Besitzer des Kosenamens mit intimeren Augen, in intimerem Lichte zu sehen und heben also die oft so dringend notwendiger Distanz auf. Die fühlbar hinter diesen Kosenamen versteckte Zärtlichkeit entschuldigt zwar manches, sie verfeinert den Namen und bewirkt oft sogar, daß der Fremde ihn nicht ohne weiteres akzeptiert, er fühlt eben jene Zärtlichkeit hindurch, zu der er keine Berechtigung hat. Auch Namen solcher Art gibt es unsagbar viele, unsagbar originelle und es kennzeichnet sie, daß sie meistens eine ganz spezielle Erfindung, also beinahe eine Neuerscheinung auf dem großen Gebiete der Namenkunde sind, — eine Einmaligkeit. Ihre Einmaligkeit ist gewissermaßen ihr Wert und — ihr Schutz. Solche Namen werden auch kaum „gestohlen", weil sie eben durchaus individuell erfunden und individuell einem bestimmten Menschen angepaßt sind. Das sind die echten und sinnvollen Kosenamen, die getrost den Taufnamen beiseite schieben sollen — wenigstens im engsten Kreise.

Im Stilkostüm zum Ball!

Die reinen Phantasiekostüme treten in diesem Jahr ein wenig zurück hinter jenen Kostümen, die sich an modische Vorbilder vergangener Epochen anlehnen und ihre Motive variieren. Wieweit Bestehendes übernommen, wieweit es abgewandelt und durch eigene Phantasie ergänzt wird, das ist eine Frage des Geschmacks.

Sehr reizend ist für die jugendliche Frau der Dreispitz mit dem Halbschleier auf der weißgepuderten Perücke, dazu ein sehr kurzes, weites Seidenröckchen, ergänzt durch eine glänzende, ärmellose Atlasweste und weißes Spitzenjabot, sowie kleinen Muff. — Eine Anlehnung an die Mode der Jahrhundertwende stellt das zweite Kostüm dar. Der überschlanke, enge Rock ist hoch geschlitzt, der riesige Federhut wirkt sehr graziös — ein Kostüm, das allerdings sehr große, schlanke Frauen nicht wählen sollen!

Launen der Mode

Brautraub

Gibt es ihn heute noch?

Geheimnisvolles, nächtliches Dunkel. Die Stille, der ruhige Atem der Sommernacht wird plötzlich durchbrochen von knatternden Pferdehufen; mit kurzem Ruck hält ein Wagen vor dem Hause, maskierte Männer dringen in das Schlafgemach des wohlbehüteten Töchterchens und schleppen die Widerstrebende hinaus. Revolver blitzen im Mondlicht. Bewaffnete springen auf die flinken Pferde, und mit Windeseile rattert der Wagen davon. Der Entführer reißt die Binde von den Augen und selig erkennt die Jungfrau den Geliebten, der sie auf sein Schloß entführt. Keinen Blick gönnt das herzlose, undankbare Kind den händeringenden Eltern, die im Nachtgewand auf den Stufen des Hauses stehen. „In den Armen liegen sich beide . . ."

Der Traum aller jungen Mädchen. Doch ach, wo gäbe es heutzutage noch so kühne Ritter? Zum Trost sei ihnen gesagt, der Brautraub ist durchaus keine so märchenhafte Angelegenheit, um die man die Frauen der galanten Zeit des Rokoko und die glutäugigen Zigeunermädchen vergangener Jahrhunderte beneiden muß. Es gibt auch heute noch eine Reihe von Völkern, denen der Brautraub althergebrachte Sitte, und zum Teil Hochzeitszeremonie bedeutet. Man braucht sich nicht erst der weiten Reise nach Süd- und Mittelasien zu unterziehen, wo der junge Mann seine plattnasige Schöne kurz entschlossen auf die Schultern nimmt und in sein Zelt entführt, oder sich der sengenden Sonne Afrikas auszusetzen, dessen schwarzen Eingeborenen in ihrer primitiven Auffassung der Raub der krausharigen Erwählten einfach Selbstverständlichkeit ist.

Das Gute liegt viel näher. Schon bei einer Reihe von Balkanvölkern finden wir den Brautraub als eine aus früheren Zeiten überkommene, traditionelle Sitte, insbesondere in Bosnien und der Herzegowina. Der junge Mann, der unter den Töchtern des Landes seine Wahl getroffen hat, erscheint eines Tages vor dem Hause der Geliebten, meist in Begleitung einer Schar wohlbewaffneter Freunde und raubt die Zukünftige, die vermutlich wohl zufrieden ist und ihn schon sehnsüchtig erwartet.

So harmlos verliefen derartige Gewalttaten nun in früheren Zeiten nicht. Noch vor dem klassischen Beispiel der griechischen Helena, deren Schönheit die Brandfackel zwischen Troja und Hellas entfachte; noch vor dem Raub der Sabinerinnen entbrannten blutige Zwiste und erbitterte Stammeskämpfe um geraubte Frauen bei den primitiven Völkern. Braut- und Frauenraub gehörte zu den Bräuchen und Sitten fast aller Urvölker; sie waren sowohl im Orient, als auch bei den Germanen üblich. Der Brautraub jener Zeit hatte hohe kulturhistorische Bedeutung. Die Forschung erkennt, insbesondere aus der germanischen Sitte, die dem Jüngling vorschrieb, die Braut aus der Mitte ihrer bewaffneten Angehörigen zu rauben, den ersten Schritt zur „Ehehe" aus der ehemals verbreiteten Gemeinschaftsehe.

Was tun Sie, wenn ...

neue Stahlfedern nicht schreiben? Man erwärme sie durch ein Streichholz. Sie werden dadurch geschmeidig. Hat man die Feder bereits in die Tinte getaucht, muß man sie ebenfalls über eine Flamme halten und dann trocken wischen.

helle Eichenmöbel verschmutzt sind? Man reibt sie zunächst mit Terpentinöl ab, um die alte Wachsschicht und den Schmutz zu entfernen. Nach dieser Reinigung sind sie mit flüssigem Bohnerwachs wieder einzureiben.

Kochwinke für die junge Hausfrau

Bei Koteletts und Steacks sind vor dem Braten die Sehnen durchzuschneiden. Man vermeidet dadurch, daß sich das Fleischstück zusammenzieht oder krümmt und wölbt und dadurch unansehnlich wird.

Geriebene Kartoffeln, die man nicht gleich für Kartoffelpuffer oder Kartoffelplinsen verwenden kann, werden leicht dunkel. Um sie ansehnlich und frisch zu erhalten, überstreut man sie mit einer dicken Mehlschicht. Man dichtet dadurch die Kartoffeln ab.

Um Gerichte warm zu halten oder aufzuwärmen, darf man sie nicht unmittelbar auf das Feuer setzen, da dadurch der Wohlgeschmack und das Aroma leiden. Man erwärmt sie daher im Wasserbad. Auch gebratenes Fleisch wird bei der Erwärmung auf einem mit kochendem Wasser gefüllten Topf nicht schmacklos und zäh, wie es bei nochmaligem Aufbraten leicht geschehen kann.

Gemüse kocht man im Dampftopf, da man dadurch die wertvollen Bestandteile des Gemüses nicht zerstört. Ist das Gemüse gar, gibt man nur ein Stück frische Butter hinzu.

Für Kartoffelbrei darf man niemals kalte Milch verwenden, da er dadurch eine graue Farbe bekommt.

Eiserne Töpfe, die Sprünge erhalten haben, kann man leicht ausbessern, wenn man einen Kitt herstellt, der zu gleichen Teilen aus Ton und Eisenfeilspänen besteht. Diese Masse verreibe man solange mit Leinöl, bis sie einer Salbe gleich wird. Diesen Kitt bringe man mittels ein wenig Leinöl an die Bruchstellen und stelle den Topf mindestens eine Woche oder noch länger beiseite, bis der Kitt ganz fest wird.

Praktisches Heim

Für das kalte Büffet

Sehr erfolgreich ist stets eine Platte mit gefüllten Gurken, halbierten Gewürzgurken, die mit buntem Salat gefüllt sind (keine allzu schwere Mayonnaise wählen!) und mit Eier- und Tomatenscheiben, Sardellen und Röstbrotstangen garniert sind. Bei gefüllten Eierhälften darf die Phantasie frei walten. Man füllt sie mit Senfbutter und Salaten, mit Herings- und Gurkenwürfeln, mit Käsepaste und sogar mit roten Rübenschnitzeln. Milchpunsch, eisgekühlt und in Gläsern angerichtet, schmeckt ausgezeichnet dazu, vor allem, wenn neben den Vorspeisen auch kräftigere Kost zur Verfügung steht: warme Schinkenrouladen und eine Brottorte, bestehend aus einem runden Brot, mit gehacktem Schinken, Käse, Fleisch, Wurst, Kräuterbutter und anderem gefüllt.

Umgang mit Winterwäsche

und richtige Behandlung

Die Winterwäsche unterscheidet sich stark von der Sommerwäsche, da, abgesehen von der Leib- und Haushaltwäsche, vorwiegend Wollsachen der Reinigung unterzogen werden müssen.

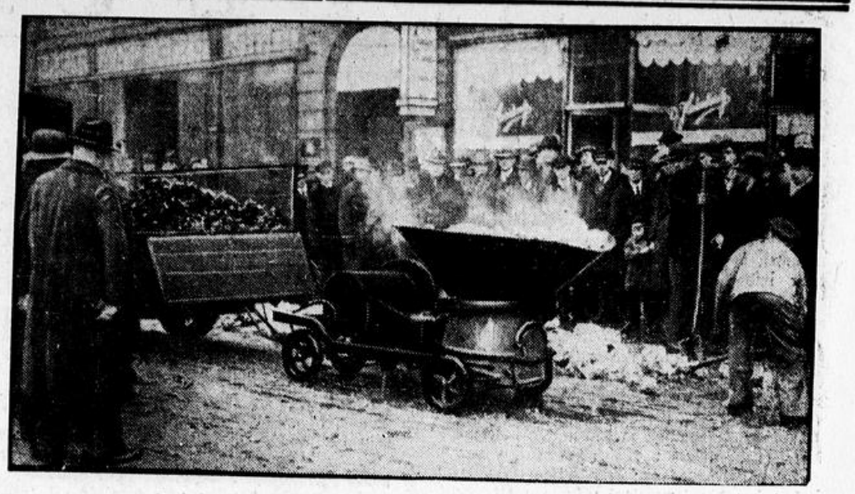
Die Reinigung der Wollsachen bedarf einer gewissen Vorsicht, da auf jeden Fall das Einlaufen oder Hartwerden der Gegenstände vermieden werden muß. Die zu waschenden Wollsachen werden in lauwarmem Wasser, das man mit etwas aufgelöster Soda vermischt hat, eingeweicht und zugedeckt. Nach einigen Stunden bereitet man ein Seifenbad. Man gießt auf gute Seifenflocken kochendes Wasser und schlägt dieses mit einem Schaumbesen oder mit einem Holzlöffel schaumig. Man gießt dann kaltes Wasser hinzu, so daß das Bad lauwarm wird. Man fügt diesem Bad — auf fünf Liter gerechnet — einen Teelöffel Oel und einen Teelöffel Salmiakgeist hinzu und legt die in Sodawasser eingeweichten Gegenstände, nachdem man sie leicht ausgedrückt hat, hinein. In diesem Seifenbad läßt man die Wollwäsche eine Viertelstunde liegen, das Gefäß fest zugedeckt. Dann nimmt man die Gegenstände heraus und spült sie mehrere Male mit lauwarmem Wasser nach. Bei stark eingeschmutzten Gegenständen muß man das Verfahren ein- bis zweimal wiederholen. Zwischen jeder Wäsche müssen die Sachen gut ausgedrückt werden. Die Wollwäsche läßt man abtropfen, vermeide aber das Auswringen. Man bringt dann die Sachen — mit Ausnahme von Wollstrümpfen, die nicht so empfindlich sind — vorsichtig in ihre ursprüngliche Form und wickle sie in dicke Tücher. Am besten eignen sich hierzu Frottiertücher. Man muß diese Tücher mehrmals wechseln, bis die Wollsachen vollkommen trocken sind. Man kann auch die Wollsachen nur auf Tücher ausbreiten und in einem warmen Zimmer trocknen lassen. Sie verlieren dabei am wenigsten die Form.

Trotz vorsichtiger Behandlung kann es vorkommen, das Strümpfe, Jumper, Westen usw. durch zu warmes Waschen hart und filzig werden. Man kann den Schaden aber wieder gut machen. Man fügt lauwarmem Wasser etwas Weinsteinsäure hinzu, auf einen Liter einen Eßlöffel Weinsteinsäure gerechnet. In diesem Wasserbad drücke und knete man die Wollgegenstände gut durch und spüle sie in reinem Wasser nach. Das Trocknen geschieht auf die oben geschilderte Art.

Neue Wollsachen, namentlich Strümpfe, sollte man vor dem Gebrauch einige Stunden in frisches Wasser legen, dem man etwas Borax zugefügt hat. Auch dem Spülwasser gibt man ebenfalls etwas Borax bei.

Bilder aus aller Welt

Hunger macht zahm.
Selbst das scheueste Wild des Waldes wagt sich zur strengen Winterzeit in die Nähe des Menschen.



Und wenn der ganze Schnee verbrennt.
Bei Schneeaufräumungsarbeiten in Hannover wurde erstmalig diese Schneeschmelzmaschine verwendet. In einem Schmelztrichter wird der Schnee durch Koksfeuer geschmolzen und das heiße Wasser in die Schneemassen gespritzt.

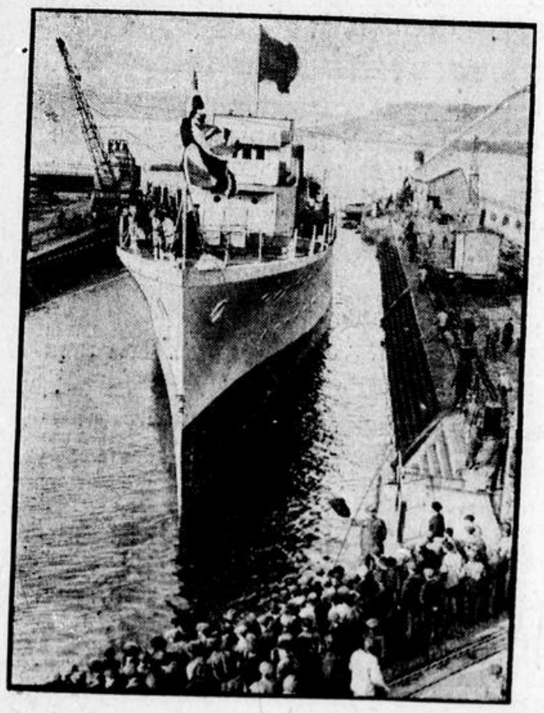


Bild oben:

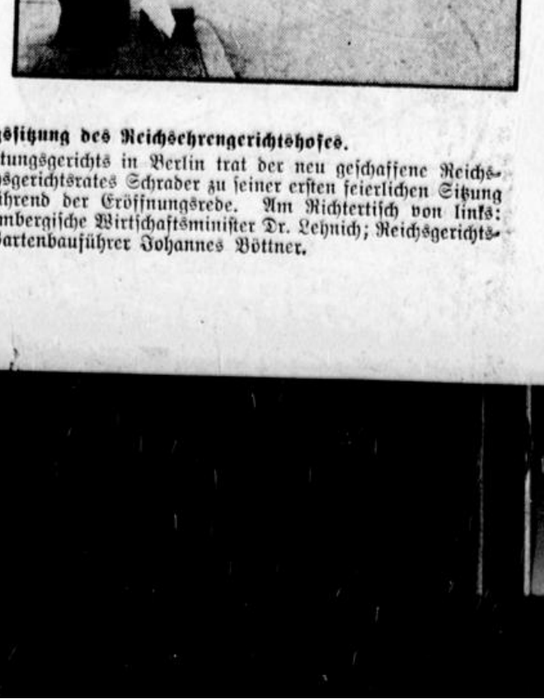
Das Meer kommt zum Schiff.
Auf der englischen Chatham-Werft ist diese neue Schaluppe für die Kriegsmarine ihrem Element übergeben worden. Sie lief nicht wie üblich vom Stapel, sondern wurde in einem Trockendock erbaut, das durch Schleusen gefüllt wurde, bis das Schiff flott war. Die Schaluppe „Deptford" wird getauft, während das Trockendock sich langsam füllt.

Hochwasser in Schottland.
Infolge der langanhaltenden Regengüsse sind in Schottland die Flüsse weit über ihre Ufer getreten, haben das Land überschwemmt und zahlreiche Verwüstungen angerichtet. Auf der überschwemmten Landstraße bei Kilmarnock ist gegenwärtig der Verkehr mit einem PS. sicherer als der mit 50.

Deutsche Jacht gewinnt das Rennen Neuseeland—Australien.
Die deutsche Jacht „Te Rapunga" konnte das Centenrary-Jachtrennen von Neuseeland (Auckland) nach Australien (Melbourne) in 19 Tagen gewinnen. Bei der Ankunft im Hafen von Melbourne wurde die Besatzung stürmisch begrüßt.

Bild unten:

Eine Straßenlaterne mit Klapparm.
Am Bahnhof Zoo in Berlin wurden erstmalig neuartige Straßenlaternen aufgestellt, die zum Putzen und für Reparaturen mit einem einzigen Handgriff an einem langen Ausleger heruntergeklappt werden können.



Der Sohn des Duce defiliert vor seinem Vater.
Am 12. Jahrestag der Gründung der „Miliz der nationalen Sicherheit" fand in Rom ein großer Aufmarsch der Schwarzhemden statt. An der Spitze seiner Truppe marschiert Vittorio Mussolini, der Sohn des Duce an seinem Vater vorbei.

Bild links:

Feierliche Eröffnungssitzung des Reichsehrengerichtshofes.
Im großen Saal des Oberverwaltungsgerichts in Berlin trat der neu geschaffene Reichsehrengerichtshof unter Vorsitz des Reichsgerichtsrates Schrader zu seiner ersten feierlichen Sitzung zusammen. Reichsminister Seldte während der Eröffnungsrede. Am Richtertisch von links: Forstarbeiter Martin Stofer; der württembergische Wirtschaftsminister Dr. Lehnich; Reichsgerichtsrat Schrader, Reichsgerichtsrat Loß; Gartenbauführer Johannes Böttner.

Spielplatz der Jugend

Nonni lernt lesen und träumt von der weiten Welt

Von Jon Svensson.

Vorbemerkung: Vielleicht war es bisher noch keinem Schriftsteller beschieden, mit so vielen seiner kleinen und großen Leser und Leserinnen in ein unmittelbares, persönliches Verhältnis zu kommen, so in ihr Leben hineingenommen zu werden, wie dem greisen Priester und Jugendschriftsteller Jon Svensson. Das macht: Svensson erzählt mit einer so herzhaften Frische und Natürlichkeit von dem eigenartigen und reizvollen Leben, das er als kleiner Junge auf seiner Heimatinsel Island und später in der weiten Welt gelebt hat, daß alle ihm so angespannt folgen, als säßen sie ihm Aug in Aug gegenüber. Und daß Nonnis Geschichten wahr sind, daß er selber als Zeuge eintritt für das, wovon er erzählen kann, ist besonders für die Kinder einer bestimmten Altersstufe ein besonders hoher Wert. In dem hier abgedruckten Ausschnitt erzählt Nonni, wie er lesen lernt, sich mit Leidenschaft in die Bücher versenkt, wie diese ihm eine neue Welt eröffnen und seine Sehnsucht in die Ferne wecken, wie also die Bücher sein Leben mitgestalten helfen. (Das neue Nonni-Buch erschien wie fast alle andern bei Herder in Freiburg.) Joseph Antz.

Ich war noch in keine eigentliche Schule gegangen. Meinen einzigen Unterricht hatte ich bei meiner Mutter gehabt. Sie hatt mir viel Schönes und Lehrreiches erzählt. Meine — ein paar Jahre ältere Schwester Bogga hatte ihr dabei treulich geholfen. Doch das Lesen hatte ich noch nicht gelernt. Durch einen glücklichen Zufall erlernte ich es auf eigene Faust, ohne daß meine Mutter etwas davon erfuhr.

Das kam so: Eines Tages gab mir ein gleichaltriger Kamerad, Arni mit Namen, ein zusammengefaltetes Stückchen Papier, mit den Worten: „Nonni, lauf schnell zu Deiner Schwester Bogga und gib ihr das. Sag ihr, es komme von mir."

Ich lief so schnell, wie meine kleinen Beine mich tragen konnten, zu meiner Schwester, übergab ihr das Papier und sagte, es komme von Arni. Bogga entfaltete es, betrachtete es eine Zeit lang aufmerksam und brach dann bald in ein unbändiges Gelächter aus. Ich war höchst erstaunt, daß ein einfaches Stück Papier eine solche Wirkung haben könne, und fragte meine Schwester, warum sie so lache. „Weil Arni mir so lustige Sachen geschrieben hat", erwiderte sie. Ich kam aus dem Staunen nicht heraus und bat sie, mir nähere Erklärung zu geben. Sie tat es, indem sie mir auseinanderzusetzen versuchte, daß man durch geheimnisvolle Zeichen seine Gedanken auf ein Stück Papier übertragen könne. Mir kam das alles wie ein Zauber vor, und sofort bat ich Bogga, mich diese Zeichen zu lehren. Sie ging darauf ein, und mit Hilfe einer kleinen Freundin gelang es mir, in einer verhältnismäßig kurzen Zeit das Lesen und Schreiben zu lernen.

Als ich endlich lesen konnte, wurde ich auf einmal von einer neuen eigentümlichen Leidenschaft ergriffen: es bemächtigte sich meiner eine unersättliche Leselust. Ich ging nun nicht mehr soviel hinaus, sondern saß von jetzt an gerne zu Hause und las ein Buch nach dem andern. Mein Vater hatte eine kleine Bibliothek. Er erlaubte mir, alle Bücher zu lesen, die darin standen.

Ich las und las mit größter Freude nicht nur während des Tages, sondern auch zuweilen bis tief in die Nacht hinein. Ja, so groß war mein Eifer, daß ich einmal die ganze Nacht hindurch las. Ich konnte das leicht tun, ohne jemand zu stören: denn ich schlief allein, in einem eigenen kleinen Kämmerchen unter dem Dach, gerade über meinen Eltern. Licht brauchte ich, im Sommer wenigstens, nicht anzuzünden, denn in Island sind die Sommernächte ebenso hell wie der Tag. Die Sonne leuchtet ja fast die ganze Nacht am Himmel. Und was für Bücher las ich denn? Allerlei. Ja, man horche und staune! Sogar Homer und Virgil in isländischer Uebersetzung versuchte ich mir zu Gemüte zu führen, natürlich ohne viel davon zu verstehen. Mein Vater hatte mir gesagt, diese Bücher gehörten zu den glänzendsten Dichterwerken der Welt. Da mußte ich doch versuchen, mich auch mit ihnen ein wenig bekanntzumachen.

Dann las ich aber auch die persisch-arabischen Wundermärchen, die man „Tausend und eine Nacht" nennt. Das ging leichter. Durch das Lesen dieser Märchen entwickelte sich meine Phantasie sehr, ja fast ins Unbegrenzte. Dann aber kam ein Buch an die Reihe, das stärker als alle andern auf mich wirkte und meinem Gemütsleben eine gänzlich neue Richtung gab: es war dies ein schöner Auszug aus der bekannten Weltgeschichte des italienischen Geschichtsschreibers Canta. Das Buch war in meiner Muttersprache übersetzt und in leichter, volkstümlicher Form gehalten.

Ich entdeckte hier zum ersten Mal in meinem Leben, daß es auch auf der Erde noch andere Länder gab als die Insel Island, die für mich sozusagen die ganze Welt gewesen war. Nun aber hatte sich mein Blick plötzlich ins Riesige erweitert.

Die hellgesehene Karte

ist ebenfalls ein origineller Trick. Der Zauberer teilt das Spiel, während er ein paar einleitende Worte spricht, unbemerkt in zwei Teile, so daß die Karten in der Mitte mit dem Rücken zusammenliegen. Er merkt sich rasch die vorderste Karte, hebt das Spiel und hält es in Stirnhöhe vor sich, nachdem er erklärt hat, daß er sämtliche Karten, die er nicht gesehen hat, der Reihe nach nennen wolle. Wenn er nun die vorderste Karte vorlegt, schaut er sich zugleich das hinterste Blatt an, zieht ruhig das oberste, dem Zuschauer zugewendete Blatt ab, dreht das Spiel um und nennt diejenige Karte, die er zuvor gesehen hat. Gleichzeitig sieht er sich wieder das hinterste Blatt an und fährt in gleicher Weise fort.

Zartsinn

Die Antorffer schenkten Kaiser Karl V. einen prächtigen Teppich, auf dem die Schlacht von Pavia dargestellt war; zugleich enthielt das Prunkstück die Namen der in dieser Schlacht gefangenen französischen Ritter eingestickt.

Der Kaiser lehnte jedoch die Annahme des Geschenkes ab, weil man glauben könne, daß er sich über das Unglück anderer freue. Erst als man die Namen entfernt hatte, nahm er den Teppich gerne an.

Neue Bekanntschaft

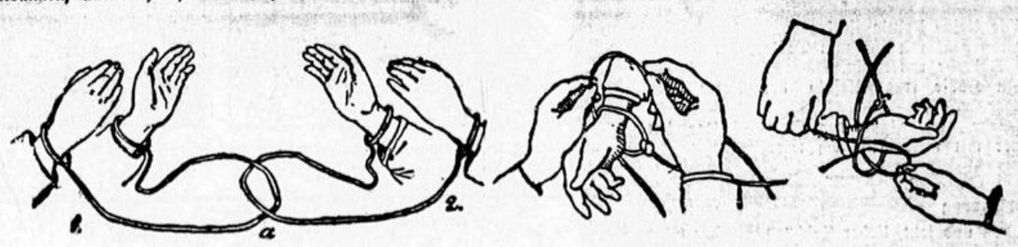
„Ihr Gesicht habe ich bestimmt schon irgendwo anders gesehen!"

„Ausgeschlossen — ich trage es immer an derselben Stelle!"

„Und was wirst du nächsten Sonntag machen?"
„Ach, ich werde wieder auf die Jagd gehen . . ."
„Das ist recht — immer leben und leben lassen!"

Die gefesselten Galeerensklaven

Dazu muß man eine gruselige Geschichte erzählen, von den armen Gefangenen, die ehemals zu ewiger Zwangsarbeit auf den Galeeren verurteilt waren. Und, um ihnen das Entweichen zu erschweren, fesselte man sie zu zweien aneinander. In welcher Weise das geschah, das zeigt man jetzt an zwei Enden Bindfaden, von je einem Meter Länge. Die beiden Enden jeder Schnur werden um die Handgelenke der beiden Mitspieler geschlungen, beide Personen sind nun dadurch aneinander gefesselt, daß die Schnur des einen durch die des anderen greift. Beide Gefesselte sollen nun versuchen, voneinander loszukommen, natürlich ohne die Schnur zu verletzen oder die Knoten zu lösen. Das gibt die heitersten und eigenartigsten Versuche und Stellungen — ohne jeden Erfolg. Nur der Zauberer kann die Verschlingung lösen. Die Befreiung erfolgt, indem der eine Gefesselte — nennen wir ihn 2 — die Schnur von der anderen Person 1 — an dem mit a bezeichneten Punkt in die rechte Hand nimmt, sie durch die Handfessel der eigenen linken Hand hindurchsteckt und sie soweit herauszieht, bis er mit der linken Hand durch die so entstandene Schnuröse hindurchfahren kann. Tut der eine der Gefangenn das, so werden beide wie durch ein Wunder voneinander getrennt, wenngleich die Hände jedes einzelnen natürlich noch gefesselt bleiben.



Schachaufgabe

Ernst Marwitz

Matt in drei Zügen

Kontrollstellung. Weiß: König f 8, Turm h 3, Springer h 4, Läufer d 1, Bauer d 5, h 2. — Schwarz: König h 6, Bauer b 3, e 7.

Barnassische Scharade

(Aus en' Weisheetsbuche des alden Leibz'gersch)

Dreisilwig

De erschde hat in gansen Land
Eegal 's Gericht gleich bei der Hand.
De zweet' un' dritt' is, der der erbt,
Wenn wo sich wer ze Dode stärbt.
Das Ganse, Eens-zwee-drei jedoch,
Das hat acht leb'ge Schwestern noch;
Es lebt in Leibzig gomme il faut,
Un' macht Musek, das is nur so. —
Seist alt du, Leser, oder jungk,
Errätst du's — alle Hochachdungk!

Kleines Rechenkunststück

Es soll die Zahl 234 in drei Teile zerlegt werden, von denen der zweite dreimal, der dritte fünfmal so groß ist als der erste.

Geographisches Silbenrätsel

Aus den Silben

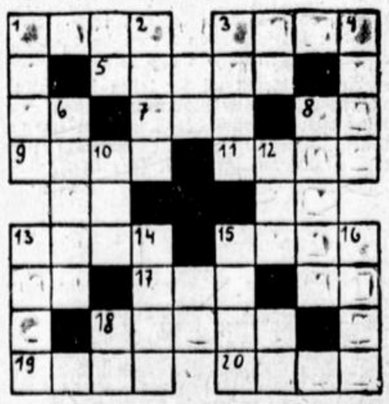
alt — ba — bad — be — bro — de — de — de — del — der — e — e — ek — el — för — furt — ga — gen — hi — il — kern — ki — kirch — küb — lan — li — lis — matt — mün — na — na — na — nan — ne — nie — no — pi — pol — res — res — rus — sa — schlan — sen — staß — stein — tar — tes — uesch — wal — war — zer —

sind 19 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Cicero ergeben (ch ein Buchstabe).

1. Schweizer Kanton . . . . . .
2. Fluß in Spanien . . . . . .
3. japanische Hafenstadt . . . . . .
4. Stadt in Frankreich . . . . . .
5. Luftkurort in der Schweiz . . . . . .
6. Ostseebad . . . . . .
7. griechische Landschaft . . . . . .
8. Felsen im Harz . . . . . .
9. Stadt in Britisch-Indien . . . . . .
10. Stadt im Elsaß . . . . . .
11. Stadt in Preußen (Bezirk Magdeburg) . . . . . .
12. Bad im Taunus . . . . . .
13. Verbannungsort Napoleons . . . . . .
14. Stadt in Spanien . . . . . .
15. heilige Stadt der Inder . . . . . .
16. Stadt in Schleswig-Holstein . . . . . .
17. Stadt in Galizien . . . . . .
18. Stadt in Mazedonien . . . . . .
19. europäischer Staat . . . . . .

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Stadt in Schlesien, 3. Körperteil, 5. Bootsgerät, 7. Stadt in Bayern, 9. farbenprächtiges Mineral, 11. männliches Schwein, 13. soldatische Kopfbedeckung, 15. Sprengladung, 17. englische Biersorte, 18. Insel im Mittelländischen Meer, 19. Nahrungs- und Futtermittel, 20. bekannter Kurort in Salzburg.



Senkrecht: 1. europäische Hauptstadt, 2. Stadt in Thüringen, 3. Gärmittel, 4. deutscher Fluß, 6. Wurfwaffe, 8. Fluß in Frankreich, 10. Fisch, 12. Meeresbucht, 13. Stadt in Westfalen, 14. Fluß in Belgien, 15. ehemals deutsche Stadt in Lothringen, 16. Saugwurm.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe

Lösung: Dame a 5 — e 1

1.) . . . K e 5 × T d 4; 2.) T e 1 × e 4 †. K d 4 × T e 4, 3.) D e 1 — b 4 matt.

1.) . . . , . . .; 2.) . . . d 5 × T e 4; 3.) D e 1 — e 5 matt.

1.) . . . d 5 — d 2; 2.) T d 4 × d 5 †, K d 4 × T d 5; 3.) D e 1 — e 5 matt.

1.) . . . c 4 — c 3; 2.) D e 1 — e 5, beliebig; 3.) D e 5 × d 5 matt.

1.) . . . K c 5 — d 6; 2.) T d 4 × d 5 †, K d 6 × T d 5; 3.) D e 1 — e 5 matt.

1.) . . . b 2 × T c 1; 2.) . . . K c 5 × T d 5; 3.) . . .

1.) . . . K c 5 × b 5; 2.) D e 1 — a 5 †, K b 5 × D a 5; 3.) T d 4 × d 5 matt.

1.) . . . , . . .; 2.) . . . K b 5 — c 6; 3.) D a 5 × d 5 matt.

Kleine Lügengeschichte

Wenn der junge Mann, ohne die Geschwindigkeit zu verändern, den Rückflug antrat, so muß er auch hierbei theoretisch stets abwechselnd durch Nacht und Tag geflogen sein. Nur wenn er bis zu einer Nachtphase zurückgeflogen wäre und dann seine Geschwindigkeit der Erddrehung angepaßt hätte, nur dann hätte er sein Ziel, bei Nacht zu fliegen, erreicht.

Silbenrätsel

1. Dahlie, 2. Innung, 3. Erzieher, 4. Breslau, 5. Ostende, 6. Skorpion, 7. Helgoland, 8. Erdbeere, 9. Imitation, 10. Timbuktu, 11. Skulptur, 12. Upolu, 13. Charakter, 14. Türkis, 15. Kanada, 16. Eisenach, 17. Invalide, 18. Nikotin. — Die Bosheit sucht keine Gruende, nur Ursachen.

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 2. Tapeten, 8. Inn, 10. Java, 11. Ararat, 13. Leba, 15. Ria, 17. Stahl, 19. Garbe, 22. Emu, 23. Lear, 26. Basalt, 29. Isel, 30. Ali, 31. Rentner.

Senkrecht: 1. Kiel, 3. Aja, 4. Paris, 5. Eva, 6. Tatra, 7. Nepal, 9. Nab, 12. Raab, 14. Edam, 16. Ihna, 18. Tell, 19. Geier, 20. Rubin, 21. Eisen, 24. Eta, 25. Ruin, 27. Ast, 28. Ale.

Der Globus

Eine wahre Geschichte

In dem kleinen ungarischen Städtchen Y. ist Schulvisitation. Der Herr Oberstudieninspektor prüft höchstpersönlich die dritte Klasse. Er legt die Hand auf den Globus und fragt: „Nun, meine Lieben, dies hier ist also eine Nachbildung der Erdkugel. Wer kann mir wohl erklären, warum der Globus hier oben und unten so eingedrückt ist?“ Allgemeines, peinliches Schweigen. Der Herr Oberstudieninspektor befragt direkt einen aufgeweckt aussehenden Buben. „Verzeihung, Herr — Herr Oberstudieninspektor, ich — — ich war es nicht!“ Erregte Zustimmung der Klasse. Der Oberstudieninspektor geht zu einem andern Thema über. Nimmt später den Lehrer draußen beiseite. „Sehr unangenehm, Herr Oberstudieninspektor, aber ich muß in diesem Falle schon dem Kinde beipflichten: er war es wirklich nicht, wir haben den Globus schon so bekommen!“

Der Herr Oberstudieninspektor geht zum Präsidenten des administrativen Ausschusses für Schulbedarfsartikel und erzählt ihm die Sache. Was sagt der? „Tja, es läßt sich leider nicht vermeiden, daß trotz aller Vorsicht bei der Lieferung von Unterrichtsrequisiten Nachlässigkeiten vorkommen. Man wird sich bemühen . . .“

Der Herr Oberstudieninspektor wendet sich an einen ihm befreundeten Abgeordneten. „Na, ist das ein Skandal oder nicht?“ „Natürlich ist das ein Skandal“, sagt der Herr Abgeordnete. „An allem ist der Unterrichtsminister schuld! Ich habe ihm immer gesagt, man soll nicht derlei wichtige Waren bei ausländischen Firmen bestellen. Bei einem soliden inländischen Fabrikanten könnte so was überhaupt nicht passieren . . .“

. P. H.

Den Kindern abgelauscht

Trudchen, vier Jahre alt, fährt mit Mutti Straßenbahn. Plötzlich steigt eine eminent dicke Dame ein. Und Trudchen kräht durch den Wagen: „Mutti, ist das alles eine Frau?“ Die dicke Dame kriegt einen roten Kopf, Mutti kriegt einen roten Kopf, der ganze Wagen lacht. Nachdem sie ausgestiegen sind, sagt Mutti: „Sör' mal, Trudchen, wenn du mir mal wieder etwas über eine Dame in der Straßenbahn erzählen willst, dann wartest du, bis wir zu Hause sind!“

Nächsten Tag fahren Trudchen und Mutti wieder Straßenbahn. Wieder steigt eine dicke Dame ein. Und durch den ganzen Wagen schallt Trudchens Stimme: „Mutti, über die dicke Dame da reden wir nachher zu Hause!“

*

Die kleine Ursula ist krank.

Man geht mit ihr zum Doktor, der sie mit dem Hörrohr untersucht.

Zu Hause fragt Ursula der Vater, wie es war.

„Sehr nett, Papi, der Onkel Doktor hat immer mit meinem Bauch telephoniert!“

Anerkennung

„. . . und jetzt, lieber Erich“, schloß der Chef eine Ansprache, „wo du ausgelernt hast, werde ich dich nicht mehr du nennen. Du brauchst also von heute ab nicht mehr das Kontor zu fegen — das machen jetzt Sie!“

Humoristische Streiflichter

Unsere lieben Mitmenschen, durch die heitere Brille gesehen

„Hatten Sie Schwierigkeiten beim Verlassen Ihrer letzten Stellung?“

„Aber gar nicht! Ich habe die Gnädige einfach in die Badestube gesperrt und dann bin ich gegangen.“

❖

„Paul, wenn wir jetzt ein Rad verlieren!“

„Macht ja nichts, Kindchen, ich habe doch einen Reservereifen!“

„Den Hund wollen Sie verkaufen? Aber da ist ja keine Spur von Rasse drin!“

„Rasse, Herr? Mehr als genug. Dutzendweise hat der Hund Rassen in sich!“

„Schwester, rasch etwas Kognak, draußen ist jemand ohnmächtig geworden!“

„Vielen Dank — ich kann nämlich sowas nicht sehen!“

Künstlich

Er: „Ich gebe zu, daß die Frauen ein schöneres Gesicht haben als die Männer.“

Sie: „Natürlich!“

Er: „Nein, künstlich!“

Nicht nötig!

„So, in Dresden waren Sie auch? Da haben Sie doch sicher die Gemäldegalerie besucht?“

„Das haben wir nicht nötig, Frau Müller, meine Tochter malt doch selbst!“

Das Wichtigste

Bäuerin (zum Apotheker): „Schreiben S' aber ja ganz deutlich auf die Medizin, was für den Bauer und was fürs Pferd ist. Wie leicht könnt' dem Pferd was passieren und grad' jetzt vor der Ernte!“

*

Das Gericht

Der alte Mann kam in sein Heimatdorf zurück, nachdem er lange Jahre auswärts gewesen war. Plötzlich blieb er stehen und legte seine Hand auf den Kopf eines kleinen Jungen, der vorüberkam.

„Ah, ein neues Gesicht“, sagte er.

„Nein, das ist es nicht“, war die Antwort, „es ist nur eben gewaschen worden.“

Die Strafe

Eine kleine, moralische Geschichte

Im Orient herrschte einst ein mächtiger König. Da er keinen Sohn hatte, war es sein größter Wunsch, daß seine Tochter, deren Schönheit weit und breit bekannt war, sich bald einen würdigen Gatten erwähle. Das stolze Mädchen aber wies alle Freier, die sich ihr nahten, zurück, und als die Zahl der Bewerber dennoch kein Ende zu nehmen schien, sann sie auf ein Mittel, welches grausam genug war, auch dem feurigsten Verehrer ihrer Schönheit — und ihres Vermögens — die Lust zu nehmen. Sie ließ durch Herolde verkündigen, daß sie denjenigen zum Gatten erwähle, der ein von ihr erdachtes Rätsel zu lösen vermöge. Jedem Freier aber, dem dies nicht gelänge, werde sie zur Strafe das Haupthaar ausreißen lassen. Bald wuchs die Zahl der Glatzköpfe im ganzen Lande beträchtlich und die Zahl der Bewerber schmolz zusammen.

Eines Tages erschien ein junger Mann, dessen wallende schwarze Locken seinem blassen Gesicht einen interessanten Rahmen verliehen. Er bat um die Gunst, sich um die Hand der Prinzessin bewerben zu dürfen. Ihm gelang, was keiner bisher erreichte, die Lösung des Rätsels. Lauter Jubel erscholl im ganzen Reiche, als mit großer Pracht die Vermählung gefeiert wurde.

Im Hochzeitsgemach aber sprach die Prinzessin zärtlich zu ihrem Gemahl: „Wie schade wäre es um deine herrlichen Locken gewesen, wenn du mich nicht besiegt hättest!“

„Ich hätte mich leicht trösten können, Liebling“, erklärte der Gemahl lächelnd — und nahm seine Perücke ab.

Nehmt es zu Herzen

Herrschen bleibt ein Recht
Der Seelen nur und Geister:
Gold sei euer Knecht,
Nicht euer Herr und Meister.

*

Nicht Notgesetze, nicht Schlummerlieder
Nicht Staatsdekrete heilen die Zeit,
Es heilen den Wahn verirrter Brüder
Nur Liebestat und Gerechtigkeit.

*

Ich lasse mir die große Zeit nicht schelten;
Was sie uns raubt, das werden wir verschmerzen;
Sie rüttelt mächtig an der Menschen Herzen
Und dient der Wahrheit — darum wird sie gelten.

Wald Feld und Heide

Künstlerin Natur

Die Wolkenkratzer der Termiten und der Flößer Biber

Von den kunstfertigen Bienen, den sozialen Ameisen wird wohl in jeder Schulstube einmal gesprochen. Man bringt dann das Beispiel von den kunstfertigen Waben und von den Ameisenstädten, in denen eine vorbildliche Organisation herrscht. Und damit glaubt man dann, der Natur auf diesem Gebiet Genüge getan zu haben, vielfach ohne zu ahnen, daß es Tiere gibt, die ausgesprochene künstlerische Neigungen haben, die in der Innenarchitektur Hervorragendes leisten.

Die überseeischen Verwandten unserer so bewunderten Ameisen, die Termiten, gehören wohl zu den begabtesten Tieren — vom Menschen aus gesprochen. Da trifft man beispielsweise in Südaustralien von Zeit zu Zeit Bauten von zwei bis drei Meter Höhe, die beim Näherkommen wie Stein wirken. Und erst ein mit den dortigen Verhältnissen Vertrauter muß kommen, um den Fremden darüber aufzuklären, daß er es mit Termitenbauten zu tun hat, die zur Größe der Tiere in einem Verhältnis stehen, das wir auf den Menschen gar nicht übertragen können. Unser höchster Wolkenkratzer wäre ein winziges Häuschen gegen diese Anlagen. Die Baumasse besteht entweder aus festem Ton, aus zerkleinertem Holz oder aus den eigenen Exkrementen. Bei den holzfressenden Arten bestehen diese Absonderungen nahezu aus reiner Zellulose.

Andere Arten wieder leben in kunstvoll ausgehöhlten Baumstämmen, denen man von außen auch nicht die Spur der Bewohner ansieht. Dafür ist aber die Innenaufteilung um so zweckmäßiger. Unsere höchste Bewunderung verlangen aber die unterirdischen Bauten, in denen sich so mancher Termitenstamm am wohlsten fühlt. Unsere Untergrundbauten wirken dagegen unbedingt plump. Droht einem der Gänge der Einsturz, so ist sicher schon ein neuer fertig, der den Durchgangsverkehr ohne Stocken übernehmen kann.

So mancher Schuljunge oder Student der Technischen Hochschulen wäre dankbar, wenn ihm der Biber sein mathematisches Verständnis geben könnte. Seine Vorbereitungen für den Winter sind so umfangreicher Natur und erfordern so viel Ueberlegung, daß man nur Achtung vor diesem kleinen Tier haben muß. Die Familie Biber braucht für die Ueberwinterung einen Wasserspeicher, der so tief liegt, daß er nicht einfriert. Der Wasserspiegel muß aber auch so niedrig liegen, daß sich der Hauseingang immer noch darüber befindet. Und ohne alle technischen Hilfsmittel, die wir unbedingt brauchen würden, um die Verhältnisse zu berechnen, gelingt es dem Biber stets, die richtigen Höhen zu treffen. Noch niemals wurde die Familie durch das eingesammelte Wasser gefährdet.

Beim Bau seines Zweifamilienhauses mit den eleganten Kuppeln und dem doppelten Ausgang — über Wasser und unter Wasser — beweist er wiederum seinen Fleiß und seine Zähigkeit, gepaart mit einem unleugbar technischen Verständnis. Ergeben sich bei der Heranschaffung der Baumaterialien Schwierigkeiten, so baut er sich einen Kanal vom Wohnplatz bis an den Strom und flößt das Material hindurch. Noch niemals hat er einen günstig erscheinenden Baustein verlassen, nur weil er ihn nicht transportieren konnte.

Das künstlerische Empfinden so mancher Vögel kann man gar nicht hoch genug einschätzen. Der lappländische Sperling verlangt einen Teppich in seinem Nest. Seine Frau aber will ihn nur von den Federn des Schneehuhns. So sammelt er denn, bis das Nest förmlich ausgelegt ist mit diesen Federn. Der Dompfaff dagegen ist nur glücklich, wenn das Nest mit Roßhaar ausgelegt ist.

Der indische Schneidervogel endlich scheint sein Weibchen unermeßlich zu schätzen, der Mühe nach zu urteilen, die er sich mit dem Nest gibt. Er baut es aus Baumwollfiber und polstert es gut aus. Dann nimmt er zwei große Blätter, zwischen denen er den Bau begonnen hat, und näht sie zu einem Himmel zusammen. Abgeschlossen von der Außenwelt kann sich das Leben in diesem winzigen Bau abspielen.

Der Atlas-Laubenvogel, der meist in den Tropen vorkommt, sucht sich mit nie ermüdender Geduld alle bunten Gegenstände, die er erreichen kann. Muscheln, bunte Federn und Steinchen und winzige Stoffreste. Alles miteinander dekoriert er mit ausgesprochenem Schönheitssinn um den Eingang zu seinem Nestchen herum.

Der Lerchenfalk

gilt als der schnellste Flieger, der auch Schwalben und Turmsegler im Flug zu schlagen vermag. Ein Beweis dafür: Im Juli fiel plötzlich im Garten eines Würzburger Gärtners ein Federknäuel aus der Luft. Der herzueilende Gärtner trug seine Beute ins Zimmer, während eine zugleich mit herabgestoßene Elster das Weite suchte. Ein Lerchenfalk war's, der in einen Fang eine Schwalbe, im andern eine Krähe hielt. Beide waren trotzdem unverletzt und entwichen durch das offene Fenster. Der Lerchenfalk wurde gekäfigt und 14 Tage lang mit jungen Spatzen gefüttert. Tote Vögel nahm er nicht an, und als schließlich die Nahrungsbeschaffung Schwierigkeiten machte, gab der Tierfreund den Raubvogel wieder frei.

Dieser Falke hatte wohl in der Luft die Schwalbe geschlagen und war dann von der Krähe belästigt worden. Als er sich nun zur Wehr setzte, stürzte der ganze Federknäuel zu Boden und wurde beim Niedergehen von einer Elster verfolgt.